Mittheilungen aus dem Leben eines Advocaten

Eduard Beurmann

Inhalt des ersten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Unhaltbarkeit des römischen Rechts in manchen Fällen für Deutschland. — Die Lex Anastasiana.

Wer nicht weiß, was **Lex Anastasiana** bedeutet, der lasse es sich gesagt sein. Es ist jenes Gesetz des römischen Rechts, welches verordnet, daß wenn eine Forderung durch Kauf und demnächstige Cession an einen Andern kömmt, derselbe die Forderung nur zum Belauf der Kaufsumme ansprechen könne. Gebe ich für tausend Thaler nur hundert, so kann ich von dem ursprünglichen Schuldner nicht mehr als hundert Thaler verlangen. Das Uebrige wird, ihm zum Vortheil, gestrichen.

Dieses Gesetz verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß in Rom häufig vermögende und mächtige Leute Forderungen für einen Spottpreis an sich kauften, um einen armen Schuldner, dem sie nicht wohl wollten, in ihre Gewalt zu bekommen, ihn zu drängen und zu verfolgen. Man hat es in

die deutsche Justiz, wie so manche andere Bestimmungen, die auf ursprünglich römischen Principien beruhen, übertragen, und viele behaupten, ohne hinlängliche Ursache, indem der Gesetzgrund (wir Juristen sagen, die ratio legis) hier größtentheils wegfalle, die Stellung des Schuldners werde durch den Wechsel der Gläubiger nicht verschlimmert. Wenn ich auch damit nicht übereinstimme, indem allerdings die Lage des Schuldners, wenn auch nicht juristisch, doch factisch, eine mißlichere einem andern Gläubiger gegenüber werden kann, der den Kauf einer Forderung als eine Speculation betrachtet, so ist mir doch ein Fall vorgekommen, wo die lex Anastasiana die größte Ungerechtigkeit herbeiführte, nach der alten Regel: summum jus, summa injuria.

Diesen rein juristischen Vorfall werde ich, der ich den Lesern so viel als möglich die moralische Position der Jurisprudenz im Staate enthüllen will, und deshalb juristische Deductionen vermeide, commentiren müssen. Er liefert den Beweis, wie wenig Zuverlässigkeit das römische Recht bietet.

Eine alte reiche Dame hatte auf ihrem Sterbebette eine Obligation von hundert Thalern Werth an eine arme Frau geschenkt, ohne derselben in Betreff dieser Obligation eine Cessions-Acte auszufertigen. Sie starb. Nach ihrem Tode trat die Beschenkte mit der Obligation hervor und der Intestat-Erbe, der zugleich Testaments-Vollstrecker war, glaubte ihren Worten und vollzog die von der Erblasserin versäumte Cession, durch welche nunmehr jene wirkliche Gläubigerin für die in der Obligation angegebenen Summe von hundert Thalern wurde. Aber der Schuldner behauptete gleichfalls eine Schenkung der in der Obligation angegebenen Summe und zwar dergestalt, daß die Verstorbene sich die Obligation nur der Zinsen wegen habe ausstellen lassen, die sie habe genießen wollen, während sie erklärt, daß von einer Rückzahlung nie die Rede sein solle; es habe demnach kein Darlehns-Vertrag zwischen ihm und der ursprünglichen Gläubigerin bestanden, sondern eine Schenkung unter Lebenden, bei welcher sich die Geberin nur die Nutznießung des Geschenkes ausbedungen.

Der Erbe, welcher auf die Obligation — wie

gesagt — bereits verzichtet, überließ es beiden Theilen, die Angelegenheit durch einen richterlichen Ausspruch schlichten zu lassen, er wolle auch dem Schuldner der Obligation, falls dieser ein für sich günstiges Urtheil erwirken könne, Nichts in den Weg legen.

Demnach begann der Proceß. Die Inhaberin der Obligation klagte die ihr cedirte Forderung gegen den Schuldner ein. Sie hatte die Cessions-Acte der Schuld in Händen, dieser konnte seine Schenkung nicht beweisen. Nach der einfachen Sachlage mußte sie den Proceß gewinnen; aber das Gericht entschied gegen sie. Der Grund dieser Entscheidung war eben jene lex Anastasiana.

Ich war der Anwalt des Beklagten und opponirte der Klage eine Einrede aus jenem Gesetze, nämlich die Behauptung, die Klägerin habe nicht so viel für die Forderung gegeben, als der Betrag derselben sei. Ihr Anwalt schützte darauf eine reine Schenkung vor, in welchem Falle die lex Anastasiana natürlich keine Anwendung finden konnte. Ich läugnete diese Schenkung. Und nun trat die für die Klägerin verderbliche Proceß-Krisis ein.

Es waltet nämlich eine Controverse in Betreff der Beantwortung der Frage: ob die Einrede auf jenem Gesetz in der That als Einrede, oder als ein Läugnen des Thatbestandes zu betrachten sei. Im ersteren Falle würde mein Client den Beweis haben führen müssen, daß ein Kauf und zwar ein Kauf zu geringerem Preise als der Werth der Forderung stattgefunden; im zweiten Falle mußte die Klägerin den Beweis führen, daß kein Kauf, sondern eine Schenkung an sie stattgefunden.

Aber die Gerichts-Praxis hatte jene Controverse dergestalt beseitigt, daß die Vorschützung der Einrede aus der lex Anastasiana als ein Läugnen des Thatbestandes oder Klaggrundes zu behandeln sei, und demgemäß wurde auch in diesem Falle entschieden. Die Klägerin sollte den Beweis führen, daß wirklich eine Schenkung an sie stattgefunden. Die bloße Cession bewies das nicht; denn in derselben war kein Grund angegeben, sie konnte einem Kauf sowohl, wie einer Schenkung ihre Entstehung verdanken. Zeugen konnte die Klägerin auch nicht aufstellen; denn der Erbe, der die Cession vorgenommen, erklärte sich dahin, daß er von dieser

Sache nichts Genaues angeben könne, er habe der Klägerin eine Cessions-Acte der Forderung auf ihr Wort und im Vertrauen auf ihre Rechtlichkeit ausgefertigt. Derselben blieb demnach Nichts übrig, als dem Beklagten einen Eid zuzuschieben, daß er nicht wisse, daß die Erblasserin die Forderung an ihn der Klägerin geschenkt habe, der Eides-Zusatz, daß er nicht glaube, wie er häufig in den Proceß-Ordnungen vorkömmt, war nach der Proceß-Ordnung unseres Landes unzulässig. Einen solchen Eid konnte der Beklagte mit leichter Mühe schwören. Er schwur ihn und die Klägerin wurde abgewiesen.

Wäre dieser Rechtsstreit vor einem anderen Gerichte geführt worden, so würde vielleicht eine ganz andere Entscheidung erfolgt sein, ich möchte sagen, gewiß; denn die Gerichts-Praxis hat sich meistens für die gegentheilige Meinung, als die begründetere, entschieden, nämlich dafür, daß die Einrede aus der lex Anastasiana als eine wirkliche Einrede zu betrachten sei. In diesem Falle würde der Beklagte, dem es an anderen Beweisen gefehlt, der Klägerin den Eid haben zuschieben müssen, daß

der Grund der Cession eine Schenkung sei; und die Klägerin würde diesen Eid geschworen haben, der Beklagte würde condemnirt worden sein, indem er den dann zur Sprache gekommenen Beweis, daß die in der Obligation stipulirte Summe ihm bereits früher als der Klägerin geschenkt worden sei, im Leben nicht würde haben führen können. In der That mochte denn auch eine solche Schenkung nicht stattgefunden haben.

Ich führe diesen Vorfall nur an, um darzuthun, von welchen Zufälligkeiten die Gerechtigkeit des römischen Rechts abhängig ist, wie in der That das größte Recht oft das größte Unrecht ist; denn die übrigen Einreden des Beklagten kamen nun nicht mehr zur Erörterung. Weil er schwören konnte — und wie hätte er das nicht können — er wisse Nichts von einer Schenkung an die Klägerin, so wurde diese abgewiesen, sie, die aller Wahrscheinlichkeit nach, schwören konnte, daß wirklich eine Schenkung an sie stattgefunden.

Was sagt die scharfsinnige römische Jurisprudenz zu diesem Fall? Er ist wahrlich interessant genug; die Gerechtigkeit scheiterte hier an dem Rechte.

Doctor L..... aber war hoch erfreut, als er das Resultat dieses Processes erfuhr. Das heiße er eine Auflösung eines seltsam verschlungenen Rechtsfalls. „Allerdings“ — bemerkte ich ihm — „es ist die Sache mit dem gordischen Knoten; die Gerichts-Praxis ist das Schwert Alexanders.“ Aber meine Eitelkeit fühlte sich bei dem Allen geschmeichelt, daß ich dem Processe einen so unerwarteten Ausgang verschafft hatte.

Eilftes Kapitel.

Reise nach Weimar zu Luisen. — Sie will die Bühne noch nicht verlassen. — Ihre Gründe dafür und Grundsätze. — Ich gebe ihren Wünschen nach. — Reise nach K........ zu Luisen's Vater. — Seine Besorgnisse. — Ein Abend in der Familie des Gesandten.

Die Gerichtsferien, in welchen ich meine verhängnißvolle Reise nach M.......... antreten sollte, waren noch nicht so nahe, daß ich nicht der Bitte des Vaters meiner Luise hätte Gehör geben können, nach Weimar zu reisen, um seinen Absichten in Betreff der Tochter zu Hülfe zu kommen. Sie sollte in eine dortige Pensions-Anstalt; Herr von F........, so vorurtheilsfrei er auch war, hatte dennoch eine kleine Abneigung gegen die Bühne; und mir war sein Plan sehr recht, die Realisirung desselben verminderte wenigstens meine Besorgnisse wegen der Poesie der Coulissen.

Wie sehr aber war ich erstaunt, als mir Luise erklärte, sie könne die Kunst nicht gegen die Pensions-Anstalt vertauschen. (Ich machte ihr den Vorschlag, nämlich in eigenem Namen). Wer einmal an jenes luftige, bunte, poetische Spiel der Bretter, die die Welt bedeuten, gewöhnt sei, der könne unmöglich in einen solchen Zwinger des Alltagslebens eintreten. Sie liebe zu sehr die Freiheit, um sich einem anderen Zwange hinzugeben, als dem der Liebe.

Was war solchen Grundsätzen entgegenzustellen? Die Bühne ist in der That das einzige Institut in unserer Gesellschaft, welches eine Emancipation des Weibes bietet. Hier erkennt man Grundsätze von Freiheit und Gleichheit an, wie sonst nirgends. Freilich steht eben deshalb die Bühne nicht in, sondern vielmehr außer der Gesellschaft. Der Staat bekümmert sich nicht um die Bühne; die hausbackene Moral ist gegen die Bühne. Soll man es aber einem jungen Frauenzimmer verdenken, wenn sie aus jenen Gründen die Bühne nicht mit der Sentimentalität und Prüderie einer Pensions-Anstalt vertauschen mag? Der dramatische Künstler lebt

in der Poesie; jeder andere Künstler muß sich damit begnügen, daß die Poesie in ihm lebt.

Luise deducirte mir denn auch das Alles; die Kunst sei das Motiv und das Ziel ihres Lebens, sie fühle es, wie schwer es ihr fallen werde, aus dem farbigen Mancherlei der Bühne in die einförmige Sitte der Gesellschaft überzutreten. Nur die Liebe, als die höchste Poesie des Daseins, die Lebenssonne aller Kunst, könne ihr einen Ersatz in dieser Hinsicht bieten. Eine Pensions-Anstalt werde ihr Tod sein.

„Aber da muß die Liebe“ — entgegnete ich — „auch im Stande sein, sich frisch und jung zu halten, sie darf nicht an den bürgerlichen Verhältnissen, an der Misère der Gesellschaft, an den Sorgen Schiffbruch zu leiden, Gefahr laufen, ihre Poesie wird bald verfliegen in der Stickluft der Lebensverhältnisse.“

„„Sicher!““ war die Antwort — „„aber die Liebe hat das Gute, daß sie nicht in die Zukunft sieht, ihr gilt der Augenblick und die Gegenwart Alles, ihnen opfert sie jene. Sie würde sich sonst

nie zum Entrée in die Gesellschaft entschließen, die ihr so wenig zusagt.""

Ich brach diese Reflexionen, die ich nicht widerlegen konnte, durch einen langen, leidenschaftlichen Kuß ab, den ich auf Luisen's schwellende Lippen drückte. Es war die Concession ihrer Behauptungen.

""Und wenn die Liebe"" — fuhr Luise fort — ""im Glücke nicht wegen der Zukunft besorgt ist, so hofft sie im Unglücke Alles von ihr.""

"Und doch, behauptest Du, sei das Unglück die ärgste Feindin der Liebe."

""Nicht das Unglück, sondern die Misère der Gesellschaft. Jenes kann die Liebe im Individuum tödten, aber es läßt sie wie einen "Phönix" aus ihrer Asche erstehen. Die Liebe des Individuums wird dann zur Idee, sie gewinnt einen großen humanistischen, den ächten unsterblichen Charakter. Nur diese Liebe ist über Leben und Tod erhaben, sie ist von der Leidenschaft gereinigt, der Sinnlichkeit entzogen, von dem Individuum unabhängig. Sie ist frei und göttlich.""

Was sollte dieses Mädchen in einer Pensions-Anstalt? Die ursprüngliche Schönheit des weib-

lichen Charakters ist die beste Erzieherin. Ich erkannte, daß es keine andere Moral für das Weib gebe, als die ihm von Gott eingeimpfte. Das Weib würde seinen Beruf besser erfüllen, gebe es die Gesellschaft frei. An dem Schlendrian der Alltags-Erziehung und den Vorurtheilen geht sein göttlicher Theil verloren; der Mechanismus der Sitte macht aus einem Engel eine Maschine.

„„Man spricht von der Kirche und dem Staate, als beschränken sie die Leidenschaften, der sittlichen Freiheit wegen““ — erinnerte Luise weiter — „„und doch sind es beide nicht, die den Menschen bestimmen, sondern Gott. Es lebt Etwas in uns, das uns gegen die thierische Natur allein sicher stellt. Staat und Kirche würden, ohne dieses Etwas, nie hinreichen. Die Welt-Ordnung hat für die Menschheit besser gesorgt, als die Gesetze. Das Weib kann die Sitte überschreiten, aber nie die Weiblichkeit, ich möchte sagen, ihre natürliche Tugend, im Gegensatz zu der Sittlichkeit. Es gibt Verzerrungen, Verirrungen, Krankheiten der weiblichen Natur, aber das sind Ausnahmen. Die gesunde Natur des Weibes erkrankt gerade an der Gesell-

schaft, ihre Naivität geht an der Sitte zu Grunde. Was die Welt Sittlichkeit heißt, ist häufig nur Prüderie. Gegen den rohen Ausbruch der Sinnlichkeit ist das Weib durch Gott sicher gestellt. Die Garantie ist eben die Liebe.""

Wie ganz anders würde sich dieses Mädchen in den Salons ihres Vaters entfaltet haben. Sie wußte nicht, daß sie einer bevorzugten Klasse der Gesellschaft angehörte, sie war an der Hand der Kunst und Poesie durch das Leben geschritten, sie war frei, sie war Weib geblieben. Es war nicht Speculation, was sie so sprechen ließ, es war der Gott in ihr.

Luisen's Vater hatte mir nicht gestattet, sie mit ihrer Geburt bekannt zu machen; ich fühlte es nur zu sehr, welchen heilsamen Einfluß das Incognito des Vaters auf das Mädchen ausgeübt hatte, ich war nicht begierig, ein Geheimniß zu lichten, das so günstige Resultate hervorgerufen hatte. Und auf des Mädchens Beständigkeit konnte ich mich in so weit verlassen, als man sich überhaupt auf die Liebe verlassen kann; ich hielt es immer für besser,

ihr die Kunst zur Unterhaltung zu geben, als die Langeweile.

Ich meldete Luisen's Vater die Trefflichkeit der Tochter, und daß sie mich durch ihre Freimüthigkeit und Selbstständigkeit um so mehr angezogen, vorzüglich aber durch ihren Enthusiasmus für Weiblichkeit. Mein Rath ging dahin, sie in den Verhältnissen zu lassen, bis es mir vergönnt sei, sie heimzuführen. Ich hielt dafür, daß sie sich auf solche Weise nur für ihren Beruf ausbilden und sich gegen die Prosa der Gesellschaft stählen und kräftigen werde.

Als ich Luisen diese meine Ansicht mittheilte — versteht sich, ohne ihr bemerklich zu machen, daß noch ein Dritter Antheil daran nehme — als ich ihr meine Hoffnungen in Betreff der Zukunft beschrieb, warf sie sich mit aller Inbrunst der Liebe und des Vertrauens an mein Herz.

„Glaube nicht, mein lieber Heinrich, daß die Sitte und die conventionelle, die gesellschaftliche Beschränkung des Weibes der natürlichen Schönheit des Weibes förderlich ist. Entweder verdorren wir an ihr und der Indifferentismus tritt an die

Stelle der Begeisterung, oder wir gerathen in Conflict mit der Gesellschaft. Im letzteren Falle können wir kaum als Siegerinnen aus dem Kampfe hervorgehen; denn wie reinen und aufrichtigen Sinnes wir auch für unsere Freiheit kämpfen, die Gesellschaft weiset uns von sich, wir stehen isolirt und verlassen und die Verzweiflung wird uns tödten. Bewahren wir aber unseren weiblichen Grundcharakter, die Wiegenmitgift Gottes, den Brandungen der Gesellschaft zum Trotz, was kann sie uns und anderen frommen; sie ist ein todtes Capital, das uns keine Zinsen trägt. Wie manche weibliche Tugend aber erliegt in jenem Kampfe, wie manche geistige Schönheit artet in Verirrung aus, weil sie nicht selbstständig, sondern nur maschinenartig wirken kann. Das Weib mit allen seinen zarten geistigen Gefühlsfäden, mit aller seiner nervösen Reizbarkeit, mit aller seiner Begeisterung ist von den geistigen Beziehungen der Gesellschaft ausgeschlossen. Die Sitte beschränkt es in dieser Hinsicht ganz. Ist es nicht ziemlich sicher, daß die eingesperrte Kraft, die eingepfropfte Leidenschaft sich gewaltsam einen Weg bahnt und meistens den un-

rechten. Ich glaube, behaupten zu können, daß im Reiche der Kunst, an der Bühne weit weniger Gemeinheit der Gesinnung unter den Weibern zu finden ist, als in der Prosa des Lebens, im Alltagsverkehr der Gesellschaft, auf so viele der Sitte widerstrebende Tendenzen man hier auch stößt. Und warum? Weil hier das Weib mit dem Manne auf gleicher Stufe steht, weil es sich frei bewegt, weil es einen edlen Standpunkt einnimmt, weil es nicht der unterdrückte Theil ist. Ich muß immer wieder darauf zurückkommen, daß Gott das Weib gegen Zügellosigkeit durchaus gesichert hat. Treuinnige Liebe, Ausdauer, Aufopferung, Sanftmuth, Mutterliebe, das Alles sind Dinge, die wir auch in den Urwäldern Amerika's antreffen, und häufig weit reiner und unbefleckter, als bei uns, weit wahrhaftiger. Die Auswüchse des Weibes entstehen durch den Zwang der Gewohnheit und Sitte. Wo findet man in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen Großartigkeit des Weibes? Die Weiber unserer alten deutschen Vorfahren waren die Lastthiere unserer Vorfahren; aber man gestattete ihnen in einzelnen Fällen Theilnahme an der Oeffentlichkeit,

man gestattete ihnen Begeisterung und Heroismus, sie zogen mit in den Kampf, ihr Zuruf wurde das Siegsgeschrei der Germanen. Und wenn Alles verloren war, wenn der römische Despotismus die deutsche Freiheit unter Blut und Leichen begrub, dann fielen die Weiber in jungfräulicher Begeisterung, aus freiem Willen, unter den Streichen der Sieger, die den wildesten Kampf mit ihnen zu bestehen hatten. Nenne das nicht Barbarismus, Heinrich; es war eine schöne, großartige, göttliche Idee, die diese blonden, blauäugigen deutschen Amazonen in den Tod trieb. Es gab Augenblicke in ihrem Leben, wo sie sich von der Sclaverei zur Freiheit erheben konnten. Die jetzigen deutschen Weiber sind auch die Lastthiere ihrer Männer, nur ist die Situation und das Verhältniß etwas civilisirter und geschliffener. Der Mann liegt nicht mehr auf der Bärenhaut; aber das Weib ist, nach wie vor, nur Mittel zur Fortpflanzung, es muß, nach wie vor, die Kinder warten und den Haushalt besorgen. Ein ausgedehnterer Wirkungskreis ist ihm nicht zugestanden. Das Weib, diese schöne, hehre Idee der Schöpfung, ist zu einem Diminutiv des Alltags-

lebens gemacht, die Poesie ist zu der prosaischsten Speculation herabgewürdigt, zu einem wirthschaftlichen, ökonomischen Werkzeug. Es wird als der Kitt der gesellschaftlichen Bande betrachtet, nicht als das Leben."

Ich mußte wieder zu einem Kuß meine Zuflucht nehmen, um dem Redezuge meines kleinen Revolutionairs Schranken zu setzen.

Abends war, wie bei meinem ersten Abschiede, „Emilia Galotti" im Theater zu Weimar. Luise spielte nicht mit, sie saß neben mir in der Loge und unsere Blicke begegneten sich bei Lessing's Worten: „Gott wollte das Weib zum Meisterstück der Schöpfung machen, er vergriff sich nur im Thon," in einem vertrauenden Lächeln.

Am andern Morgen reiste ich ab und zwar direct nach K........ zum Vater Luisen's. Herr von F........, der einige Zeit von seinem Gesandtschaftsposten im Kreise seiner Familie ausruhete, empfing mich zuvorkommend; aber ein wehmüthiger Zug, einige traurige Zerstreuung mischte sich in die Convenienz. Mein Brief hatte nicht den Eindruck auf ihn gemacht, den ich davon erwartete,

oder er war wegen der Resultate besorgt, die sich aus solchen Ansichten für seine Tochter ergeben würden. Anders konnte ich mir seine Stimmung nicht erklären. Und, in der That, ich mochte Recht haben; denn als ich ihm Luisen's Enthusiasmus und Bestimmtheit, ihre entschiedenen Grundsätze schilderte, hörte er mir in fast ängstlicher Erwartung zu, höchstens ein besorgliches „so, so" in meine Rede mischend; als ich geendet, sagte er seufzend: „Luise ist ein Kind der Liebe — ich bitte Sie, diese Bezeichnung nicht in der Alltagsbedeutung zu nehmen — sie ist mein theuerstes Kind, aber sie muß an diesen Ansichten zu Grunde gehen, und ich muß mich als die Ursache ihres Unglücks anklagen. Indem ich sie von der Gesellschaft entfernt hielt, hat sie sich in Träumereien vertieft, die, so schön und rein sie auch in ihren Ursachen sind, doch keine reellen Zwecke hoffen lassen. Die Welt ist keine Idee, sondern eine Realität, die Menschheit nicht minder. Die Menschheit hat ihre Elemente, wie die Welt, ich meine die Leidenschaften. Es war die Aufgabe der Gesellschaft, hier Grenzen zu ziehen, an die Stelle der individuellen Freiheit, die mora-

lische zu setzen, um zu positiven, zu reellen Resultaten zu gelangen. Eine Emancipation des Weibes ist allerdings eine Wahrheit; aber sie ist wirklich bereits in unseren Staatsverhältnissen enthalten. Es tritt dem Weibe durchaus Nichts entgegen, will es sich in geistige Beziehungen zur Gesellschaft stellen.

„„Ich meine doch, Ew. Excellenz.““

„Sie halten vielleicht dafür, daß man die Weiber auch zu Staatsämtern, vielleicht gar zum Militairdienst lassen müsse?“

„„Die Natur des Weibes würde es von allen Dingen entfernt halten, die nicht mit ihr im Einklang stehen. Aber wenn Ew. Excellenz behaupten, daß das Weib in Betreff der Kunst, der Wissenschaft, der Poesie im Staate emancipirt sei, so kann ich solcher Meinung ohnmöglich beipflichten. Man mag demselben keine directe Hindernisse entgegenstellen, aber man begünstigt es nicht. In allen geistigen Beziehungen ist das Weib durch Sitte und Herkommen zur Passivität angehalten, zur Abhängigkeit.““

„Das Weib würde durch einen erweiterten Wirkungskreis, durch ein Hinaustreten in die Oeffent-

lichkeit, in die Kämpfe der Partheien, in den Zwiespalt der Meinungen, in das Handgemenge der Interessen, an ihrem weiblichen Werthe verlieren, während es in der Stille des Privatlebens, ruhigen Sinnes das Durcheinander der Oeffentlichkeit überschaut und sich auf dem Höhepunkte der Unpartheilichkeit erhält. Es tröstet und heilet, wie es sein Beruf ist."

„„Wie kann es trösten und heilen, wenn es weder den Schmerz, noch die Wunden kennt, den es trösten, die es heilen soll. Nein, das Weib wird entweder Indifferentist durch die Absperrung, oder es sieht aus seinem Zwinger den Kampf, es begreift die Interessen desselben und Verzweiflung erfaßt es, daß es nicht, wie Schiller's Jungfrau von Orleans, die Fesseln zerreißen und den Sieg herbeiführen kann. Würde aber das Weib unter die Partheien gelassen, es könnte, seinem göttlichen Grund-Charakter nach, ohnmöglich an seinem inneren Werthe verlieren; ich bin fest überzeugt, es würde alle jene Tugenden, die ihm von der Natur verliehen, auch im Sturme der Partheien retten, es würde, wie eben jene Jeanne d'Arc, seine weib-

liche Jungfräulichkeit in den Kriegeslagern bewahren, es würde eine Taube bleiben, auch mit dem Schwerte in der Hand. Nur in dem handwerksmäßigen Mechanismus kann das Weib Unweib werden, nicht im freiwilligen Kampfe.""

Der Gesandte lächelte noch wehmüthiger als zuvor. „Junger Mann, was Sie vertheidigen, ist ein krankhafter Auswuchs der Humanität, ein Symptom der Zerrissenheit unserer gesellschaftlichen Verhältnisse — eine Zerrissenheit, die ich allerdings zugebe, ohne der Meinung zu sein, daß sie auf solche Weise geheilt werden könne. Ich will mich nicht auf die Geschichte berufen, um zu beweisen, daß das Verhältniß des Weibes zum Staate nie ein anderes gewesen ist, als wie wir es kennen, mag es auch unter uns durch das Christenthum noch mehr beschränkt worden sein; aber ich bemerke Ihnen nur, daß die Familie die Grundlage des Staats bildet, und die Familie stützt sich im Wesentlichen auf das Weib, welches gewissermaßen das Herz derselben ist, besonders nach christlichen Grundsätzen, während der Vater doch nur immer das Haupt ist. Würde man nun das Weib dem engen, aber wich-

‘igen Wirkungskreise entrücken, um dasselbe in einem Gefühle krankhafter Sentimentalität der Vorrechte des Mannes theilhaftig zu machen, so würde jenes Institut seine Stütze verlieren, und der Staat desgleichen.“

„„Aber was könnte es schaden, wenn die Staatsmaschine vernichtet würde, damit ein kräftiges Staatsleben erblühe? Was könnte es schaden, wenn schon die Jugend, die Familie, an der Hand der Eltern, in die Oeffentlichkeit eingeführt würde? Freilich würde die Familie eine andere werden, wenn die Mutter, statt die Kinder bloß in dem Haushalt zu unterrichten und für ihre kleinen Bedürfnisse zu sorgen, ihnen ein großartigeres Ziel zeigte, die Interessen des Volks, dem sie angehören; aber der Staat würde dann auch ein anderer werden, er würde aus einer Zusammensetzung aller dieser kleinen mechanischen Bestandtheile sich zu einem lebendigen Organismus erheben.““

Der Gesandte verhinderte etwaige weitere Folgerungen, indem er, mich unterbrechend, die Frage aufstellte:

„Und was wollen Sie nun thun?“

„„Was ich früher wollte, Luise heirathen, wenn Ew. Excellenz anders bei Ihrem Vorsatz beharren.““

„Es tröstet mich allein der Gedanke, daß hier zwei gleichgeschaffene Seelen in Beziehungen zu einander kommen. Wenn Sie und Luise sich nur nicht verführen lassen, Ihre humanistischen Träumereien realisiren zu wollen, so werden dieselben wenigstens ohne bürgerliche Nachtheile seyn. Ich hoffe dann, daß Sie beide, lernen Sie die Menschheit und die Gesellschaft erst im praktischen Leben kennen, schon zu anderen Einsichten gelangen werden. Aber die Heirath ist mir jetzt um so lieber; denn isolirt würde meine Tochter entweder an jener Idee hinsterben, oder sie würde, im Kampfe für jene Idee, der Gesellschaft erliegen. Die Wechselwirkung aber, die Sie beide auf einander ausüben werden, wird dazu dienen, meine Tochter zu beschäftigen, ohne daß sie mit ihren Ansichten in die Oeffentlichkeit zu treten braucht. Vielleicht ist es auch nur die Liebe, die Sie in dieser Hinsicht mit jener sympathisiren läßt, und ich bin überzeugt, daß Ihr Scharfblick das Verhältniß der Ge-

sellschaft zur Menschheit über kurz oder lang richtig auffassen, daß die Oberflächlichkeit Ihrer Lebensanschauungen schwinden wird, daß Sie, mit einem Worte, ein schwaches Weib stärken und erheben, eine Kranke heilen werden."

Herr von F........ sprach diese Worte mit sichtlicher Bewegung; aber sie bewiesen mir Nichts. Wenn eine tieffühlende Seele an der Zerrissenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse leidet, so kann hier doch nur eine Radikalkur helfen. Wie soll man eine Kranke heilen, ohne den Krankheitsstoff zu vernichten. Diese Krankheit — wenn eine solche vorhanden — war jedenfalls eine wirkliche, keine eingebildete; hatte der Gesandte doch zugegeben, daß Luisens Ideengang ein Symptom jener Zerrissenheit des gesellschaftlichen Zustandes war.

Abends wurde ich in einer kleinen Soirée der Familie des Herrn von F........ vorgestellt. Welche Zerrüttungen stellten sich gleich beim Entrée heraus. Herr von F........ mußte mich mit einer Lüge introduciren, er mußte den Vater desavouiren, seine Familie durfte Nichts von seiner außerehelichen Liebe erfahren. Diese Ehe war eine Ehe der Con-

venienz, kaltes Ceremoniell zwischen beiden Ehegatten bewies mir das hinlänglich. Vornehm und abgeschlossen war das Benehmen der gnädigen Frau, die Töchter waren in das Savoir faire strenger Etiquette eingeweiht; man behandelte mich, wie einen jungen Menschen, der es sich zum Glück anrechnen könne, in das Hôtel des Gesandten Zutritt zu erhalten, es war der feine, glatte Salonton, der die höhere Aristokratie auszeichnet, jene formelle Bildung, die sich mit Poesie und Literatur, des guten Tones wegen, beschäftigt, nicht aus innerem Antrieb. Die jungen Damen hatten viel gelesen, viel gehört und gesehen, aber wenig empfunden, sie waren Puppen einer standesmäßigen Erziehung, an welcher die Liebe weniger Antheil hatte, als die Sitte.

Herr von F........ war, dem kalten Ceremoniell gegenüber, wie umgewandelt. Die Herzlichkeit machte der Herablassung Platz, er scherzte mit der Oberfläche des Gemüths und unterhielt sich angelegentlich über Nebendinge, über Theater, Badereisen und Hofbälle, mit seiner Familie. Das älteste Fräulein erkundigte sich nach Bekanntschaften

meiner Vaterstadt, die es in Pyrmont gemacht; das jüngste kramte Erinnerungen an Wiesbaden aus, über den Kochbrunnen und die kleinen niedlichen Esel; die Mutter sprach von Wien und der Courtoisie des Fürsten M. Herr von F........ warf kleine piquante Fragmente in die Conversation und war lebhaft und liebenswürdig, während in seinem Herzen der Schmerz und die Liebe brannten. War es nicht eine Scene aus der großen Tragödie der Zerrissenheit unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, der ich beiwohnte? Jenes Kind, das die Liebe in die Welt gerufen, durfte der Vater nicht sein Kind nennen, jene Tochter mit dem vollen Herzen, dem innigen Gefühle, dem freien Geiste mußte er desavouiren, während er diese kleinen Marionetten der Sitte und Noblesse ein heiteres Gesicht, eine freundliche Miene, einen huldreichen Vater sehen lassen mußte, sie, die einem Vertrage ihren Ursprung verdankten, die die Macht der Verhältnisse in's Leben gerufen, nicht die Liebe.

Es war ein trauriger Anblick, einen Vater sich so abquälen zu sehen, um nicht gegen den guten Ton zu verstoßen.

Und die Mutter hielt auf Anstand und Sitte — das mußte man ihr lassen. Wie bedeutungsvoll winkte sie dem Vater mit den Augen zu, als zufällig das Gespräch auf eine „uneheliche“ Tochter des Herrn von M...... kam; ihre Kinder sollten von dergleichen Verirrungen Nichts erfahren, der jungfräulichen Unschuld wegen — das lag am Tage. Und Herr von F........ zuckte zusammen, aber er faßte sich sofort, als ein guter Diplomat und sprach von Devrient, den er als Franz Moor in Berlin gesehen. Die zweite Tochter hatte Schiller's „Räuber“ noch nicht gelesen, sie bat die Mutter, ihr das Buch aus der Bibliothek zu geben, und die Mutter erinnerte, daß das Buch keine Lectüre für junge Mädchen sei. Ich konnte es mir sehr wohl erklären, weshalb Herr von F........ sein Geheimniß so sorgfältig für sich bewahren mußte.

Ich schied von der Familie, welcher der Vater mich als einen jungen Rechtsgelehrten vorgestellt, dessen Bekanntschaft er in Augsburg gemacht und der ihm neuerdings empfohlen worden sei.

Im Gasthofe erfuhr ich, daß Herr von F........ die Verbindung mit seiner Gemahlin aus keinem

anderen Grunde geschlossen, als des Avancements wegen. Sie war die Tochter eines Ministers, der den jungen Mann frühzeitig in eine Carrière brachte, die seinem Ehrgeize zusagte. Er war ohne Familie, von jungem Adel, aber voll Talent; Franciska von L..... reichte ihm, nach dem Willen ihres Vaters, die Hand, sie war ohne Vermögen und die Klugheit des Vaters sah es voraus, daß Herr von F........ ein Surrogat durch seine diplomatischen Anlagen dafür bieten würde. Er hatte sich nicht verrechnet; seiner Unterstützung kamen die Kenntnisse des Schwiegersohns zu Statten, er hatte noch bei seinen Lebzeiten das Vergnügen, denselben als Gesandten in P......... und St....... zu sehen. Jetzt sprach man bereits davon, Herr von F........ werde die erledigte Ministerstelle der auswärtigen Angelegenheiten erhalten. Neigung — sagte man — sei bei der Eingehung dieser Ehe nicht im Geringsten im Spiel gewesen; die Kinder, jene Töchter, die die Mutter mit so großer sittlicher Fürsorge hütete, sollten einem Verhältniß, welches Frau von F........, während ihr Gemahl den Gesandtschaftsposten in P......... bekleidete, mit einem

Cavallerie-Officier entrirt, entsprossen sein. Sie seien zwar erst nach der Zurückkunft des Herrn von F........ geboren, allein die Gesichtszüge verläugnen den eigentlichen Vater nicht. Auch habe Herr von F........ um dieses Verhältniß, welches erst vor Kurzem durch den Tod des Amants abgebrochen, sehr wohl gewußt. Aber seine Gemahlin sei ihm sehr gleichgültig, und er vermeide, als ein routinirter Diplomat, den Eclat.

Welche Nachrichten! Also auf diese Weise handelte ein Weib, das seinen Kindern die „Räuber" zu lesen verbot, daß es seinem Ehegatten mit den Mienen verwies, als er das Wort „unehlich" in Gegenwart unschuldiger Kinder gebrauchte.

Mit welchen schmerzlichen Gefühlen trat ich am nächsten Tage dem Gesandten gegenüber.

Dieser Mann war in der That sehr unglücklich; er hatte seinen menschlichen Theil dem Glanze eines Staatsbürgers aufgeopfert.

Wie ganz anders war er jetzt am Morgen, wie herzlich und überfließend; ich war der einzige Mensch, dem gegenüber ein Herz wenigstens einigermaßen aufthaute, das sonst die starre Kälte der

Convenienz umzog. Die Augenblicke, welche Herr von F........ mit mir verlebte, waren die einzigen, in welchen die Vaterliebe sich äußern durfte, in welchen die harte Eisrinde auf Augenblicke schmolz, wie der Winter schmilzt vor den Strahlen der Februarsonne am Mittag.

Welch' ein seltsames Zusammentreffen der Umstände gewahrte mein Auge in Vater und Tochter. Jener hatte dem Glanze der Gesellschaft das Lebensglück geopfert; diese war der Gesellschaft fremd und wollte Nichts von der Gesellschaft wissen. So rächte sich die Natur und Gott in der Natur an einem starren Diener des Staats, der alle zarten Gefühle, die in der Menschenbrust klingen, an die Form gewagt hatte. Was er unterdrückt, das loderte in der Tochter in lichten Flammen auf, und Herr von F........ fürchtete diese Flammen, die sein Kind zu vernichten drohten, er klagte sich als die Ursache eines Unglücks an, das ihm um so gefahrbringender schien, als er nie an die Möglichkeit desselben gedacht hatte.

Er drückte mir herzlich, fast leidenschaftlich die Hand, der alte ergraute Diplomat gestand mir,

daß er mit unendlicher Liebe an seiner verstoßenen Tochter hänge, daß er in meine Hand die Entscheidung seines Lebensglücks lege, nur Luise habe ihn mit der Gefühlswelt zusammen gehalten, werde sich seine Hoffnung in Schmerz auflösen müssen, so könne er das allerdings als die Vernichtung des Menschen in ihm betrachten. Er schloß seinen Abschied mit den Worten: „Der Staat ist eine traurige Nothwendigkeit; die Menschheit kann ihn nicht umgehen. Die jetzigen Staatsprincipien aber haben nicht nur die Geschichte, sondern auch das Christenthum für sich; sie sind die lautersten und reinsten, so weit in dieser irdischen Unvollkommenheit von Lauterkeit und Reinheit die Rede sein kann. Die Zerrissenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse entsteht durch den Kampf der menschlichen Leidenschaften mit den Grundsätzen der Gesellschaft, aber das Christenthum vermittelt beide. Ich verweise meine Tochter und Sie an das Letztere; so lange Ihnen nicht die Erfahrung an die Seite tritt, wird dieses Ihr Talisman sein. Im Uebrigen hoffe ich, Sie binnen Kurzem in heirathsfähigen Stand setzen zu können.“

Herr von F........ citirte das Christenthum — wie es mir schien — ohne den tiefen, inneren Glauben, der diese Lehre allein kräftig macht. Hatte er doch durch seinen eigenen Lebenslauf erfahren, daß das Christenthum immer das Letzte ist, auf welches der Mensch im Alltagsleben Bedacht nimmt. In der That betrachtet der Staat die christliche Lehre, wie eine Regel, aber mit vielen Ausnahmen. Die Regel tritt nur dann ein, wenn es die Ausnahmen gestatten. Und ein solcher Fall lag jetzt vor.

Ich reiste nach A....... zurück.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung und Schluß der Mittheilung des neunten Kapitels.

Zu Hause angelangt, war mein Erstes, mich nach meiner Schutzbefohlenen umzusehen, deren Bekanntschaft der Leser im neunten Kapitel gemacht. Ihr Geliebter hatte, seit seiner Abreise, erst einmal geschrieben und zwar, wie er behauptete, mit großer Mühe; denn sein Vater bewache alle seine Schritte und Tritte und habe ihn unter sorgfältige Obhut aller Hausgenossen gestellt. Zweifel, Besorgnisse und Angst hatten das Mädchen in einen Zustand versetzt, der mir höchst bedenklich erschien. Dieses schwache, gereizte Wesen konnte leicht in eine Nerven-Krankheit verfallen.

Ich schrieb an den Vater des Herrn von Z..... und erhielt die Antwort, er wolle für Mutter und Kind sorgen, sein Sohn sei nach Breslau geschickt,

um dort seine Studien zu beginnen, er habe ihm versprochen, ein Verhältniß abzubrechen, das zu keinen Resultaten führen könne. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich diesen Brief erhielt, er stand nicht im Einklang mit der früheren Leidenschaftlichkeit des jungen Mannes. Unmöglich konnte ich der Unglücklichen diesen Brief mittheilen; aber ich hatte ihr versprochen, mich an Herrn von Z..... zu wenden, und sie erkundigte sich täglich, ob ich ihr nichts Gewisses mittheilen könne? Auf eine erfreuliche Nachricht hoffte sie kaum. Indem ich den Brief des Vaters beantwortete und ihm die Lage und den Gemüthszustand der Leidenden schilderte, die durch eine Geld-Unterstützung nicht verbessert werden würden, schrieb ich zugleich an Herrn von Z..... nach Breslau und setzte ihn von dem Sachverhältniß in Kenntniß. Dies schwache, hinfällige Mädchen täuschte ich mit Hoffnungen und Trostsprüchen, an welche ich selbst kaum glauben konnte.

Von Breslau erhielt ich nicht nur keine Antwort, sondern meinen Brief zurück, mit der Bemerkung, ein Studiosus von Z..... aus der Lausitz

befinde sich daselbst nicht. Indessen drängten die Verhältnisse mich zu einer Erklärung; ich offenbarte mich dem Arzte und dieser übernahm es, der Leidenden die nöthigen Eröffnungen zu machen.

Wie sie auf das Mädchen einwirkten, kann man sich denken: heftige Krämpfe waren das Ergebniß dieser Mittheilungen. Aber das Weib enthüllt im Unglück seinen Grundcharakter in seinen geheimnißvollsten Falten. Die Blüthe der weiblichen Natur: Liebe und Dulden erscheinen dann auf der Oberfläche des Herzens, im hellen Tageslicht. Die göttliche Wiegenmitgift macht sich geltend; wenn Alles verzweifelt, ist das Weib stark und gefaßt, gewissermaßen über Tod und Leben erhaben. Und es ist nicht die Religion, die das bewirkt; nein, es ist die Natur, jene Allmacht, jene Wunderkraft, von der Niemand weiß, von wo sie kömmt und wohin sie geht. Luise hatte ganz Recht, wenn sie behauptete, das Unglück reinige die Liebe im Individuum, es erhebe sie zu einem absoluten Charakter, zur Idee. Was ist die Standhaftigkeit des Weibes, die Resignation, der Duldersinn anders, als Liebe? Glückliche Liebe ist ein Frühlings-Sonett,

unglückliche Liebe ist eine Canzone, aber sie bleibt Poesie.

Ich fand die Unglückliche, nachdem der Aufruhr des Körpers nachgelassen, ruhig und gefaßt, sie tröstete ihre Mutter und drückte ihr Kind an's Herz, verklärter Schmerz spielte in ihren Mienen. So war sie heute, morgen und übermorgen; so war sie einen ganzen Monat hindurch. Mittlerweile war der Frühling eingetreten; sie fragte nicht mehr nach Briefen und Nachrichten, sie litt unendlich, aber ihr Leid hatte keinen Ausdruck, keinen Laut, keinen Schmerzruf, nicht einmal eine Thräne. Ihr Schmerz lächelte, sie schien mir eine Cypresse auf dem Friedhofe, wenn der Mai über die Gräber schreitet.

Der Vater des jungen Mannes hatte eine bedeutende Alimentations-Summe an das Stadtgericht geschickt. Das Mädchen, das wieder zu ihrer früheren Beschäftigung: dem Stickrahmen, gegriffen, wies sie zurück. Sie ernährte Mutter und Kind mit ihrer Hände Arbeit. Das mochte selbst der Denkweise eines Mannes auffallen, der sonst nicht über die bürgerlichen Verhältnisse hinwegsah; er erkundigte sich in einem Schreiben an mich näher nach dem

Mädchen, ohne jedoch des Sohnes zu erwähnen, und berief sich, zu seiner Entschuldigung, auf seine Stellung, seinen Stand, die Hoffnungen, die er in seinen Sohn gesetzt. Ich theilte dem Mädchen den Brief mit, und zum Erstenmale nach langer Zeit bemerkte ich Thränen in ihren Augen. „Ich war ja längst gefaßt; den Vater Theodor's hab' ich nie angeklagt, ihn eben so wenig, wozu also Entschuldigungen? Aber wo ist Theodor?“ Ich konnte ihr keine Antwort darauf geben. „Ich verlange — ich wünsche“ — verbesserte sie sich — „nichts Anderes, als über ihn Gewißheit zu erhalten.“

Diese Gewißheit sollte sie bald erhalten. Als ich sie eines Morgens besuchte, hielt sie mir ein Zeitungsblatt entgegen. Es war eine Verlobungs-Anzeige Theodors von Z..... mit einem Fräulein von M...., aus Curland. Die Arme sprach kein Wort, sie lächelte, wie immer, aber es preßte ihr bald einen Thränenstrom aus. Sie warf sich heftig schluchzend, im tiefinneren Kampfe, an die Brust ihrer Mutter. Zum Trost fand ich keine Worte. Wer kann eine zerknickte Liebe aufrichten, wenn nicht der Thau aus ihrem eigenen Kelche, die

Sonne aus ihrer eigenen Gluth. Das Mädchen wies auch den Trost in Worten von sich, in ihr glänzte es, wie Liebe und Hoffnung und Glaube, ohne daß sie zum Gesangbuch und der Bibel griff.

Der Vater Theodors von Z..... schrieb wieder an mich und zeigte mir die Vermählung seines Sohnes an, inständig bittend, daß das von „seinem Sohn geschwängerte Mädchen" — so drückte er sich aus — seinen Beistand nicht von der Hand weisen möge, wenn auch nicht ihret-, doch des Kindes wegen. Und Clara R......... (dieß ist ihr Name) nahm sie an; es könne, wie Rache aussehen, meinte sie, wenn sie das Geld von sich weise.

So ging der Frühling vorüber; die Ergebung der Dulderin war stärker, als sie selbst: ihre Kräfte nahmen sichtlich ab, sie wurde immer zarter und durchsichtiger, wie Rosen lag das Fieberroth auf ihren bleichen Wangen; wenn sie sprach, so flüsterte es, wie der Abendwind in den Zweigen. Der Arzt entdeckte mir, daß ihr Abend in der That eingetreten, die Lebensflamme flackere dem Erlöschen zu, aber sie werde anhalten bis auf den letzten Tropfen des Lebens. Ein mildes, in sich einiges Gemüth,

das die Leidenschaften bei Seite gelegt, stütze den Körper, der Gram werde durch die Ergebung auf seinem tödtlichen Pfade aufgehalten.

Der Tod Clara's, der noch vor den Gerichtsferien eintrat, war in der That so sanft und lautlos, als schlösse eine Blume ihren Kelch. Der Vater Theodor's nahm die uneheliche Waise zu sich. Ueber Theodor selbst erfuhr ich, daß er in einer glücklichen Ehe lebe.

Dieser Vorfall liefert den Unterschied zwischen Mann und Weib, den beiden Gegensätzen der Schöpfung, zwischen dem Champagnerrausch der Liebe und dem Zauber der Liebe; er enthüllt die Weiblichkeit in ihrer ursprünglichen Reinheit, ohne Sitte, ohne Einflüsse der Gesellschaft.

Theodor von Z..... war das Werkzeug seiner Leidenschaft, ihn bewegte der Mechanismus; Clara war mit der Liebe Eins, es war eine unzertrennliche Verbindung. Jener war, wie alle leidenschaftbewegten Charaktere, ohne innere Inspiration, als der Sturm des Blutes beschwichtigt, fiel er ab von der Idee, die noch vor Kurzem das Gesetz seines Lebens war; diese war, was sie war, aus einem

tiefinneren, allmächtigen Drange, der von dem Blute unabhängig. Ich kann ihren Zustand nicht treffender bezeichnen, als dadurch, wenn ich ihn, nach den Worten meiner Luise, eine Verklärung der Liebe im Individuum zur Idee nenne.

Man mag diese Geschichte sentimental finden; aber sie ist wahr; sie bietet einen Beitrag zur Geschichte des Weibes, sie beweiset die Behauptung, daß das Weib die reinste Saite in der großen Harmonie der Schöpfung ist, auch ohne Sitte und gesellschaftliche Cultur.

Herr von Z..... soll sehr unglücklich gewesen sein, als er den Tod seiner ersten Liebe erfuhr, vielleicht unglücklicher, als die unglückliche Clara R.........; denn die Macht der Verhältnisse, auf welche sein Vater provocirte, ist kein Trost für das Gewissen, das keine Verhältnisse anerkennt. Clara starb in der Poesie, in einer seligmachenden Idee, im Gefühle lauterer Liebe. Herr von Z..... wird höchstens mit dem Bewußtsein sterben, daß er den Staatszweck erfüllt hat. Ist er fromm und gläubig, so mag er in dem Christenthum einen Trost finden; und wirklich werden die meisten Indifferentisten aus

Egoismus **reuige** Sünder. Ein Vergehen zu sühnen, das durch die gesellschaftlichen Verhältnisse hauptsächlich herbeigeführt wurde, dazu bedarf es eigentlich eines Austrittes aus dem Staate, in die Wildniß der amerikanischen Wälder z. B., seitdem man die Klöster aufgehoben hat.

Einen solchen Schritt wird Herr von Z..... nicht thun. Bis jetzt lebt er auf seinen Gütern, die einige hundert Seelen zählen; sein und Claras Kind soll eine gute Erziehung, unter der Aufsicht des Großvaters, erhalten.

Dreizehntes Kapitel.

Reise über Frankfurt nach Kassel. — Ludwig Börne an der table d'hôte. — Die Frankfurter Küche. — Marburg, der Wendepunkt des Südens und Nordens. — Hessen. — Kassel. — Hannover. — Die Lüneburger Haide.

Die Gräfin G... hatte mich eingeladen, meine Reise nach M......... über Frankfurt a. M. zu nehmen, ihren dermaligen Aufenthalt. Ich sollte hier die betreffenden Documente und nachträglichen Aufschlüsse zu meinem Geschäfte erhalten. Die Gerichtsferien waren vor der Thür und Doctor L..... nahm sich meiner thätig an, indem er mich in den nöthigen Manövern unterrichtete, die ein günstiges Resultat erwarten ließen. „Wäre ich Einer dieser Advocaten, Sie sollten mit langer Nase abziehen, dafür steh' ich Ihnen. Uebrigens werden diese Leute Alles verbrieft, versiegelt und abgeurtheilt in Händen haben, Sie werden am

Besten thun, auf einen Vergleich hin zu operiren. Vor Gericht werden Sie mit Ihren Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten einen schweren Stand haben. Und dennoch wird auch eine Capitulation kaum zu hoffen sein, wenn Sie die Festung ohne grobes Geschütz, ohne Beweise belagern werden. Deshalb müssen Sie dieselbe unterminiren und juristische Drohungen von Wiederaufnahme des Processes laut werden lassen, von Vollmachten und hinglänglichen Mitteln um einen Rechtsstreit in M......... — denn ein solcher hat eine ungewöhnliche Dauer, weil M......... mit Advocaten gepflastert ist, die alle leben wollen — auszuhalten. Sie müssen es den betreffenden Herren zu verstehen geben, versteht sich, mit aller Höflichkeit, wie Sie sehr wohl wüßten, daß sie eigentlich Spitzbuben seien, aber Sie müssen auf eine feine Weise darauf hindeuten, daß man sie im Besitz eines Theils des Raubes lassen wolle, wenn sie nur den anderen wieder herausgäben. Indeß hüten Sie sich, mit der Thür in's Haus zu fallen, Sie müssen es mehr fühlen lassen, was Sie bezwecken, als in Worten aussprechen; denn im entgegengesetzten Falle müssen

Ihre Gegner nothwendigerweise, schon des bösen Leumundes, der sie treffen würde, auf Tod und Leben mit Ihnen kämpfen. Und da würden Sie verloren sein.“ So ungefähr raisonnirte der alte schlaue, Rechtsgelehrte und wahrhaftig! es ließ sich diesem Raisonnement wenig entgegensetzen. Die Themis mußte die Sprache der Wahrheit und Rücksichtslosigkeit mit der diplomatischen vertauschen, die Moral mußte sich vor einer gewandten Intrigue zurückziehen; ich mußte — um deutsch zu reden — „bange machen,“ denn von einem Gewissen konnte bei meinen Gegnern keine Rede sein.

Ich reiste ab.

Wenn man von Würzburg, den Main herab, nach Frankfurt fährt und der alten Kaiserstadt nahe kömmt, so genießt man offenbar einer der schönsten Ansichten. Das alterthümliche Frankfurt ist hier von dem modernen eingerahmt; aber man gewahrt kein zerrissenes Bild. Inmitten der modigen Verlängerungen, die sich nach beiden Seiten hin von dem alten Frankfurt aus, längs des Mains, erstrecken, liegt die schwarze, mittelalterliche Wahlstadt. Am besten überschauen wir die Pracht von

der Brücke, die Sachsenhausen mit Frankfurt verbindet. Der alte gothische Dom, die Sala, die Leonhardskirche treten aus der eng zusammengewürfelten Häusermasse hervor, während sich hinauf und herab am Main jene leichten, geschmackvollen Bauten der reichen Handelsleute erstrecken. In der Mitte thront der Feudalismus und das alte Kaiserreich mit dem todten, gespenstigen Antlitz, zu beiden Seiten lacht die junge Zeit, der Materialismus und die Geldaristokratie.

Ich nahm mein Absteigequartier im „Schwan." Frankfurt ist ein Gasthaus an der Heerstraße. Ein großer Theil von Deutschland zieht hier vorüber, der Süden und Norden von Europa vermitteln sich über Frankfurt mit einander. Ringsum das kleinbürgerliche Leben einer in sich abgeschlossenen Stadt wimmelt Weltgewühl. Die Gasthöfe in Frankfurt sind deshalb — und besonders zur Sommerszeit, wo die Taunusbäder die Fremde anziehen — stets überfüllt. Ich war vergnügt, noch einen Platz im Dachstübchen des „Schwans" zu erhalten, dem Hofe zu. Es war ein Freitag, und Börne, der die „Wage" redigirte, speiste an der Table d'hôte des

„Schwans." Er erklärte Frankfurt für sehr langweilig, nur ein Tag in der Woche sei ihm hier erträglich, nämlich der Freitag, wo es im „Schwan" Sauerkraut und Solperfleisch gäbe. Ich mußte lachen, als ich diese Worte hörte, und doch hätte mich die melancholische Ironie, die auf dem Antlitze Ludwig Börne's lag, eben so gut zu Thränen stimmen können, hätte ich über die tiefere Bedeutung des Witzes nachgedacht, oder hätte ich in die Zukunft blicken können. Börne, dieser lichte, freundliche, humane Charakter ist in der Folge in dem Markt- und Handels-Gewühl, unter allen den Papierherzen an der Table d'hôte, lauter Haß und Galle geworden; er war schon damals so weit gekommen, Sauerkraut und Solperfleisch den Frankfurtern vorzuziehen. Daß jenen Worten ein tiefer Ernst zum Grunde lag, hat Ludwig Börne später zur Genüge bewiesen. Die Tragödie seines Lebens leitete sich schon in seiner „Wage" ein, sie war gewissermaßen der Prolog. Die Katastrophe finden wir in Börnes „Pariser Briefen." Erst die Nachwelt wird den Epilog zu der Tragödie: „Ludwig Börne" schreiben, zu dieser großen Negation des

Bestehenden zum Besten der Menschheit. In der That hat Börne Alles aufgegeben: Frankfurt zuerst, dann Sauerkraut und Solperfleisch, als er nach Paris auswanderte, endlich die Fürsten und die Menschen; aber die Menschheit hat er so tief in sein zerrissenes, todtkrankes Herz geschlossen, daß wir die Gewißheit haben, er werde diese Idee mit in's Grab nehmen.

An der Table d'hôte im „Schwan" sprach Börne sonst wenig, er sah sehr mißtrauisch aus, sehr gereizt. Aber aus seinem geistreichen Auge schaute dennoch dieselbe heiße, allmächtige Liebe, die er in Jean Paul so innig verehrte. Jean Paul lebte abgeschlossen von der Welt, unter Blumen und den Reizen von Wunsiedel. Börne lebte unter Geldsäcken. Daher die Milde des Humors bei jenem, die Schärfe bei diesem. Daher die Theorie Jean Paul's, die practische Anwendung Ludwig Börne's. Börne fühlte den Krebs der Menschheit, Jean Paul sah ihn nur. Jean Paul wollte ihn von Innen heraus heilen; Börne wandte die Chirurgie und den Knochenschnitt an, als er sah, daß es mit der Arzenei der Poesie nicht ging.

Wenn Deutschland den Balsam Jean Paul's in gierigen Zügen einschlürfte, so schrie es bei der schmerzhaften Operation Ludwig Börne's laut auf. Jean Paul war der Mann des Gedankens, den wir Deutsche so sehr lieben; Börne war der Mann der That, die Deutschland nicht kennt. Jean Paul wollte versöhnen; Börne wollte bekämpfen. Jean Paul war ein Mann des Friedens, Börne war ein Mann des Krieges. Das sind die Unterscheidungs-Merkmale zweier Männer, die nach einem und demselben Ziele strebten, die eine Idee leitete. Jean Paul lebte an dieser Idee, Börne wird an ihr sterben. Jean Paul ist ein lyrischer, Börne ist ein tragischer Stoff.

Der Leser verzeihe mir diese Abschweifungen: beide Schriftsteller sind ja Fragmente der Humanität, die die Perspective meiner Mittheilungen bildet.

Das Gasthaus „Zum Schwan" ist durch Börne berühmt geworden; ich machte hier die Bemerkung, daß die Frankfurter den unüberwindlichsten Magen von der Welt haben. Die Frankfurter Table d'hôte ist ein Amalgam der französischen und deutschen Küche: deutsches Rindfleisch und deutsche Fülle,

französische Ragouts und Saucen und französische Behendigkeit in der Bedienung. Neben dem Papierhandel mag nicht leicht in Frankfurt irgend Etwas besser cultivirt werden, als die Küche.

Nachmittags begab ich mich zu meiner liebenswürdigen Clientin. Sie versah mich mit Wechseln auf Hamburg, mit einigen Documenten über den früheren Vermögens-Zustand ihres Vaters, mit Briefen, die bewiesen, daß der Graf von G... sich zu Ausstellungen bedeutender Schuldverschreibungen verstanden, um kleine Darlehen zu erhalten, endlich mit ziemlichen Indicien, daß drei m.........'sche Advocaten, die Herren P., K. und F. in R. und G., Hauptgläubiger des Grafen von G... durch den Kauf wucherischer Forderungen zu geringen Preisen geworden seien.

Im Uebrigen wiederholte die junge Gräfin die mündlichen Mittheilungen, deren bereits im sechsten Kapitel Erwähnung geschah. Demnach trat ich, so gut, als es die Verhältnisse gestatteten, ausgerüstet, meine Reise an.

Wenn man von Frankfurt nach Kassel fährt, so kann man Marburg als den Wendepunkt des

Südens und Nordens betrachten. Statt des vier und zwanzig Gulden Fußes erhalten wir hier die kleinen Löwengroschen und die Hessen-Albus, oder Weißpfennige; statt des Aepfelweins trinken die Postillons Brandwein aus großen Gläsern, und der Wein wird theuer und schlecht; statt des Wohllebens und der Behaglichkeit am Rhein bemerken wir große Dürftigkeit in den Dörfern, die durch die zwischen ihr zerstreuten anmuthigen Villen und prachtvollen Schlösser, nm so mehr gehoben wird; statt der frischen, weinlustigen Landleute des Südens erblicken wir jene bleichen hageren Gestalten, die Jahr aus, Jahr ein von Kartoffeln und Branntwein leben und höchstens durch ihre großen Leiber an den kattischen Ursprung erinnern. Neben diese kleinen nordischen Indicien stellt sich indeß ein überzeugender Beweissatz: die Natur selbst. Man empfindet eine plötzliche Metamorphose der Temperatur und der Gegend. Der weiche, blaureine Ausdruck des Himmels, der sich über den Taunus wölbt, nimmt nebelige Schattirungen an: hier gedeihen nur wilde Kastanien. Die Gegend aber verliert jene milden, sanften Tinten, jenes saftige Grün,

jenen beinahe italienischen Farbenschmelz, der Frankfurt umlagert. Eine reiche, üppige Natur erhält in der Umgegend Frankfurt's ihren romantischen Schmuck durch verfallene Burgen, Sagen und Legenden; sie geben diesem Theile Deutschland's gewissermaßen die deutsche Originalität. Erklimmen wir aber die Höhen des Taunus, um die Perspective zu genießen, den Rhein hinauf und herab, von Frankfurt bis zu den Rheinstädten, so werden wir eingestehen müssen, daß sich unseren Blicken eine bewunderungswürdige Grandiosität enthüllt, unendliche Anmuth. Diese Gegend ist in der That die Majestät Deutschland's, die an so manchen ihrer Burgen und Kirchen haftet. Im Dom zu Frankfurt wurden die Kaiser geboren, im Dom zu Speier wurden sie im Tode gebettet; Adolphseck ist eine Kaiserkrone, Ingelheim ist ein Kaisersitz.

Von Marburg an wird die Natur kleinlicher, engherziger, eine blanke Scheidemünze, mit scharfem, markirten Gepräge. Die Berggruppen, welche Kassel umgeben, sind en miniature geschnitten, schroff und verwegen springen sie dem Auge entgegen, als kecke, grüngeschmückte Partheigänger des Südens.

Nach und nach, wenn wir erst auf hannöverischem Boden und eine kleine Tagereise hinter Münden sind, wird der Himmel grau, er spürt schon die Seenebel, der Boden aber spielt in gelbliche und braune Farben, denn die Haiden und Torfmoore finden hier ihre Vermittelung.

Ich eilte unaufhaltsam über Kassel nach Hannover, das bekanntlich ein Decoct des englischen Torysmus ist, mit deutsch-adeligem Rübsaamen aus den Herzogthümern Bremen und Verden und aus den Fürstenthümern Calemberg und Grubenhagen versetzt. Hannover ist das Eldorado der Hannoveraner. Das geht so weit, daß man in allen Fällen darauf provociren wird. Der eigentliche Grund dieser Vorliebe liegt wohl in dem Adel und den Beamten, nur müßte man sich wundern, daß sie so allgemein geworden ist, wüßte man nicht, daß die eine Hälfte des Königreichs Hannover adelig und die andere Hälfte Beamte ist. Der Franzose kann nicht innigeren Antheil an Paris nehmen, als der Hannoveraner an Hannover. Daher mag auch jener steife, gefrorene Ton kommen, der beinahe über die Bevölkerung des ganzen König-

reichs verbreitet ist und der gewissermaßen in Hannover seinen Zenith erreicht. Hier spricht man das beste Deutsch, hat vortreffliche Töchterschulen, ein Hof-Theater im strengsten Sinne des Worts und den alten freundlichen Herzog von Cambridge als Vicekönig. Die höchste Begeisterung der Hannoveraner besteht in „God save the king“ an dem Geburtstage des Letzteren. Die Beamten verehren ihn als ihren Vater, und der Adel liebt ihn als seinen Bruder *).

Da ich Eile hatte, nach meiner Bestimmung zu gelangen und die Lüneburger Haide, die mindestens eben so langweilig ist, wie Hannover, noch vor mir lag, so hielt ich mich nicht länger in der Residenz auf, wie die Hannoveraner vorzugsweise die Hauptstadt des Königreichs nennen. Wir fuhren nach Celle, wo die hannöversche Civilisation gewissermaßen auf dem Höhepunkt steht (hier wird

*) Ich muß hier darauf aufmerksam machen, daß diese Mittheilungen vor der Constitution und überhaupt vor allen neueren Vorgängen in Hannover geschrieben sind.
Anmerkung des Herausgebers.

das allerbeste Deutsch gesprochen) um sich dann ganz in die Lüneburger Haide zu verflachen.

Diese Gegend war mir sehr interessant, einmal der Haidschnucken wegen, die durch die bekannte Reisebeschreibung jenes Franzosen in ein so mysteriöses und anziehendes Licht gestellt wurden, und dann, weil man beinahe vier und zwanzig Stunden hindurch keinen hannöverschen Adel, sondern nur Himmel und Haide sieht. Ich muß hier bemerken, daß die Hannoveranerinnen oft bei den langweiligsten Dingen, über die sich so eigentlich gar Nichts sagen läßt, den Ausdruck „himmlisch“ gebrauchen. Diese Bezeichnung scheint in der That dem weiten grauen Himmel der Lüneburger Haide entlehnt zu sein.

Erst in Hamburg fand ich einen Ruhepunkt meiner Reise. Diese Stadt hat unter allen deutschen Städten den kosmopolitischsten Anstrich. Ich ziehe sie deshalb auch Wien vor, das vielleicht allein an Materialismus mit ihr wetteifern kann, obwohl es nirgends in der Welt so vortreffliches Rindfleisch gibt, wie hier. Sonderbar genug hat sich bei aller weltbürgerlichen Richtung in Hamburg doch auch

der reichsstädtische Charakter erhalten. Man findet hier neben Fremden aus allen Welttheilen und in dem großartigsten Handels-Gewirre das zutraulichste Familienleben und, was noch mehr sagen will, sogar Kleinstädterei. Nirgends z. B. gibt es so viele Klatschblätter, wie in Hamburg, die Presse bekümmert sich hier um die geringfügigsten Details des Privatlebens mit einer fast unglaublichen Zudringlichkeit, während sie in weiteren Umkreisen und in öffentlichen Verhältnissen eine Zurückhaltung und Feigheit beobachtet, die man in einer freien Hansestadt um so weniger vermuthen sollte. Der Censor ist übrigens nur dem Senate verantwortlich, und bekümmert sich somit wenig um die Interessen und den guten Namen Einzelner.

Als Fremder aber wird man die unangenehmen Eindrücke Hamburgs am wenigsten spüren, man hält sich an die größeren Beziehungen der ersten deutschen Seestadt und diese sind ungemein interessant. Ich spreche hier nicht von den vielen Vergnügungen, sondern von den geistigen Eindrücken, die ein weltbewegtes Leben dem an Beschauung Gewöhnten gewähren muß. Die Schiffe

aus allen Weltgegenden, welche gleichsam, nähert man sich Hamburg über Harburg, den Vordergrund der alten Hansestadt bilden, deuten uns schon im Voraus an, daß wir hier etwas Ungewöhnliches zu erwarten haben und werfen wir uns in den Strudel hinein, so werden wir um so mehr von ihm fortgerissen werden, als wir in dem Norden Deutschlands, wo die Civilisation und der Verkehr gleichsam in's Meer zu münden scheinen, am allerwenigsten eine solche Strömung des Fortschrittes vermutheten.

Freilich ist Hamburg nur Handelsstadt und in diesem Worte sind zugleich seine hervorstechendsten Züge angedeutet; aber die Communication, die es mit der ganzen Welt unterhält, hat es auch in intellectueller Hinsicht auf einen Höhepunkt gestellt. Man findet hier beinahe in allen Familien, um die sich das sociale Leben dreht, Bildung. Ich verstehe darunter nicht Französisch, oder Englisch und etwas Clavierspiel und Gesang, nein, ich verstehe darunter vielmehr jene Stellung, die zu einer Uebersicht über die Literatur und den Geist der Zeit befähigt. In Hamburg kann man leicht einige

zwanzig Frauenzimmer vereinigen, die nicht nur zu einer Lectüre Shakespeare's geeignet sind, sondern auch zu tieferen Beziehungen zu diesem Dichter. Der Luxus hat sich hier auch bei weitem nicht in dem Maße vorgedrängt, wie z. B. in Frankfurt, wo die Bildung der höheren Stände im Allgemeinen nur nach dem 24 Guldenfuß zu bestimmen ist.

Im Hause sucht sich der reiche Hamburger vor allen Dingen comfortable einzurichten, die Ostentation des Luxus tritt hier weniger hervor, er ist behaglich und wöhnlich, man erkennt bald, daß der Luxus sich hier nach dem Leben richtet, nicht dieses nach jenem. Wie häufig hört man z. B. in Frankfurt Alles nach der Million abschätzen. In Hamburg ist man so weit vorgeschritten, daß man die Million nicht mehr als Maßstab des gesellschaftlichen Lebens gebraucht, sondern nur in Handelssachen und als Maßstab des Credits. Mit einem Worte, der Weltverkehr und die Hinneigung des Hamburgers zur Solidität hat auch die Bildung gegen alle Oberflächlichkeit geschützt.

Ich fand hier auf der städtischen Bühne, die man doch theilweise als den Ausdruck der Bildung

einer großen Stadt betrachten kann, neben allen modernen Richtungen, die einmal in den Strömungen der Zeit liegen, das bürgerliche Schauspiel und das alte Lustspiel berücksichtigt. Diese Berücksichtigung mag sich eben an die Beständigkeit und den soliden Grund-Charakter der Hamburger lehnen; denn welche Mängel und Fehler jene Stücke auch auszeichnen, die moderne dramatische Literatur ist noch nicht über die Vermittelung hinaus zu einer festen Stellung gelangt, und man wird in Hamburg nicht geneigt sein, das alte abgelebte Drama in die Rumpelkammer zu werfen, so lange sich nicht ein selbstständiges Genre dafür remplaciren läßt. Was man auch von Iffland sagen mag, er lehnte sich in einzelnen Schauspielen an das Leben. Sein Spieler mag die Abschreckungstheorie mit Unrecht in die Poesie verweben, aber bis auf diese Abschreckungstheorie finden wir Zustände und Charaktere des bürgerlichen Lebens in diesem Stücke entfaltet. Somit wird der Hamburger Iffland's Stücke so lange berücksichtigen, als sie überhaupt noch auf sociale Zustände passen, und selbst dann, wenn es in Frage steht, ob sie wirklich noch passen, wird

er ihnen neben jener Richtung der dramatischen Literatur, die noch im Kampfe mit dem Leben liegt und zu keinem klaren Gesichtspunkte gelangt ist, eine Stelle einräumen.

Diese Bemerkungen über Hamburg drängten sich mir bald in der kürzesten Zeit auf, sie lassen sich von der Oberfläche schöpfen, ist man nur zu einem Thee und Abendbrod geladen, oder wirft man nur einen Blick in die dortige Journalistik, oder endlich bringt man nur einen Act im Parterre des Stadt-Theaters zu.

Mein Reiseziel war vorerst L..... die Gräfin hatte mich an einen dortigen Kaufmann zu weiteren Aufschlüssen verwiesen. Ich durfte mich also den angenehmen Eindrücken Hamburgs nicht mit Leib und Seele hingeben.

Vierzehntes Kapitel.

Der Kaufmann D., ein Original. — Einige Worte über die Stellung der Advocaten in Deutschland.

In L..... traf ich den Kaufmann D., an welchen die Gräfin mich verwiesen hatte, nicht. Er sei, hieß es, auf einer Reise in M......... begriffen, und sein jetziger Aufenthalt möge S. sein. Da ich an die Aufschlüsse aus dem Munde dieses Mannes einen Theil meiner weiteren Nachforschungen zu knüpfen hatte, so mußte ich seiner eiligst habhaft zu werden suchen und durfte demnach die Reise nach S. nicht verschieben.

Straßen und Postwägen sind in M......... traurig, es scheint, als wolle man die Quadratmeilen dieses Staats durch den Aufenthalt der Reisenden vergrößern, und die eine Tagreise, in welcher man bequem die Länge desselben ermessen

könnte, in homöopathische Theilchen vermindern, die den Reisenden gewissermaßen körperlich und geistig auflösen; denn so schlecht wie die Landstraßen sind — Chausséen kennt man hier nicht *) — so langweilig ist die Gegend. Das Leben aber dreht sich in diesem Lande nur um Ackerbau, Viehzucht, Oekonomie, Güter-Cultur und Jurisprudenz. Mitunter stößt man auch auf einigen Seehandel in den der Ostsee angrenzenden Landestheilen.

Da die Wege fahrbar waren — denn es hatte nicht geregnet — so kam ich zeitig in S. an. Der Kaufmann D. war bald aufgefunden.

Ich muß eingestehen, daß mir ein solches Original noch nicht vorgekommen war. Der Charakter dieses Mannes war ein Gemisch von Religion, Aberglauben, List, Einfalt, Speculation, Geiz und Verschwendung, und so grell mir auch alle diese Eigenschaften bei der ersten Unterredung, die ich mit ihm hatte, entgegentraten, so muß ich doch

*) Ich muß wiederholt darauf aufmerksam machen, daß diese Mittheilungen einer früheren Zeit angehören.

Anmerk. des Herausg.

eingestehen, daß ein solches Chaos entgegengesetzter Elemente mich in eine Verwirrung, oder vielmehr in einen Humor versetzte, der wenigstens für den Augenblick meinen Reisezweck ganz zurückdrängte.

Ich mußte vor allen Dingen den Charakter dieses Mannes ordnen und unter einen Gesichtspunkt zu bringen suchen. Bei dieser Untersuchung ergab sich denn folgendes Resultat.

Zuerst war D. sehr reich, er hatte diesen Reichthum von seinem Vater ererbt. Und da er aus einer Zeit stammte — er war bereits in den Sechszigen — wo der Reichthum alle Bildung ersetzte, so hatte man einem sonst regsamen und anstrebenden Charakter durchaus nicht den geringsten anderen moralischen Anhalt gegeben, als den Katechismus. Er hatte die Religion auswendig gelernt und glaubte ihr zu genügen, wenn er die Form festhielt. Aber da er nicht angehalten war, die höheren Beziehungen der Religion zu erfassen, ich meine die Vernunft des Christenthums, so benutzte er dieselbe bloß zu selbstsüchtigen Zwecken. So kam er z. B., als ich seine Bekanntschaft machte, geraden Schrittes aus der Kirche, wo er am Altar in stillem

Gebet Gott um den glücklichen Ausgang eines Processes gebeten hatte, der — wie ich später erfuhr — nicht auf moralischer Basis beruhete, sondern nur auf juristischer. Man konnte ihm den Zinswucher, aus welchem allein seine Ansprüche hervorgingen, nicht erweisen. — Mit seinem Reichthum und dieser mangelhaften Bildung war — wie gesagt — ein rastloser und gieriger Charakter in das Leben ausgesetzt worden. Herr D. war in das Geschäft seines verstorbenen Vaters eingetreten. Hier hatte er bald erfahren, daß der Egoismus der Wendepunkt der meisten Menschen ist und somit hatte sich jenes Mißtrauen in ihm ausgebildet, das nur dadurch zum Ziele zu gelangen hofft, wenn es die Nebenmenschen überlistet. Er nannte das Lebensklugheit und lebte somit gleichsam in einem stillen, lautlosen Kriege gegen seine Nächsten, denen er so viel von ihrer zeitlichen Zukunft raubte, als ihm die Verhältnisse gestatteten. Um aber sein Gewissen zu sühnen — denn er hatte diese Wiegenmitgift Gottes nicht weniger als andere Menschen — verstand er sich sogar zu Aufopferungen. So sehr ihm Geld und Gut an die Seele gewachsen

waren, er konnte sich in solchen Fällen derselben entäußern. Sein Aberglaube ging in dieser Hinsicht so weit, daß er sich zu Werken der Barmherzigkeit entschloß, wenn er die unbarmherzigsten Absichten durchzusetzen im Begriff stand, er gab dem einen Armen, wenn er dem andern das letzte Bett nahm. Aber ich gehe hierin vielleicht zu weit, solche Dinge, wie das letzte Bett des Armen, waren ihm zu geringfügig, er hielt sich an größere Gegenstände, er ruinirte ganze Familien und gestand ihnen dann mit christlichem Sinne trockenes Brod und ein dürftiges Lager zu, und in Krankheitsfällen den Arzt, die Medicin und Rumford'sche Suppen. Seine Gier, sein Vermögen zu vergrößern, war ungeheuer, sie ließ ihn zu den thörichtsten und selbst verschwenderischsten Speculationen greifen. Er war kein Geizhals im eigentlichen Sinne des Worts, der für Nichts Alles erlangen möchte und sich nicht zu dem kleinsten Wagniß verstehen konnte. Nein, er wagte Alles, um Alles zu gewinnen, eine Maxime, die ihn oft Nichts gewinnen ließ und selbst seine Familie zu Befürchtungen veranlaßte, er werde am Ende noch sein Vermögen durch Habgier vergeuden.

Dieser seltsame Mensch, den ich so gut, als es angeht, in dem Vorstehenden beschrieben habe, indem ich spätere Erfahrungen den augenblicklichen Wahrnehmungen anreihe, hatte sich auch, in Hoffnung größeren Gewinnes, mit dem Grafen G..., eingelassen, er hatte ihm Geld über Geld unter den höchsten Verschreibungen vorgeschossen, aber diese Verschreibungen waren ohne Garantie, sie lauteten auf liegende Gründe und Mobilien, auf Forderungen und Einkünfte des Grafen G..., über welche derselbe gar nicht mehr zu disponiren hatte. Wo Herr D. von irgend einem möglichen Anspruch seines Schuldners hörte, wo er nur von Aussichten desselben vernahm, und wären sie selbst auf den Mond gerichtet gewesen, da intervenirte er auf der Stelle, ließ sich Vollmachten von dem Grafen ertheilen und Cessionen machen, trat hier als Mandatar und Anwalt desselben auf und dort als Kläger. Der Graf unterschrieb nämlich Alles und Jedes und Herr D. konnte nicht genug schriftliche Stipulationen und Versprechungen erhalten. Er führte einen ganzen Koffer von Verschreibungen auf allen seinen Querzügen, die er in dieser Angele-

genheit anzustellen genöthigt war, mit sich umher. Diese Verschreibungen überlieferten seinen Händen die ganze Gegenwart und Zukunft des Grafen G..., aber dem strengen Rechte nach hatte der Letztere über beide nicht mehr zu verfügen, und so viel bündige und überbündige Documente Herr D. auch zusammenscharren mochte, um zu Resultaten zu gelangen, es fehlte an allen Gegenständen zur Execution und der alte Grundsatz: wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, setzte auch seinen Bestrebungen eine Grenze. Aber Herr D. war ein natürlicher Alliirter der gräflichen Interessen, denen jener Advocaten gegenüber. Dieselben nahmen bekanntlich alle möglichen Anfälle des gräflichen Vermögens, als zur Masse gehörig, in Anspruch, und Herr D. mußte ihnen nothgedrungen, wollte er nicht auf seine Forderungen verzichten, eine solche Befugniß streitig machen. Konnte er nun auch in offenem Wege Rechtens nicht gegen sie einschreiten, so folgte er ihnen doch auf allen Schritten und Tritten und spürte insbesondere den Gründen ihrer Ansprüche gegen den Grafen überhaupt nach, um in der Folge, wenn sich eine Ungerechtigkeit in dem

Concurs-Verfahren und der Cession der Masse an jene herausstellen würde, den Grafen G..., der nur maschinenmäßig in seiner eigenen Sache wirken konnte, zu einer Klage zu vermögen. Von dem Erfolg derselben würde dann auch sein Schicksal in dieser Angelegenheit abhängig gewesen sein.

Sein Erstes war, mich von den Mitteln zu überzeugen, welche er gegen den Grafen G... in Händen hatte und dann von denen, welche für denselben zu benutzen waren. Als ich ihm bemerkte, er könnte unmöglich zu gleicher Zeit Bevollmächtigter und Gläubiger einer und derselben Person sein, meinte er, darauf könne er es noch ankommen lassen, er sichere sich auf so vielfache Weise, als solches nur eben möglich sei. Natürlich, konnte er als Bevollmächtigter seine Absichten erreichen, so brauchte er den Gläubiger nicht herauszuwenden und umgekehrt. Der Mann hatte in der That seine Dispositionen mit Umsicht getroffen, wenn er mit ihnen weniger reussirte, so lag das hauptsächlich daran, daß er, aus Mangel an Rechts-(?) Kenntniß, nicht jene Mittel für sich benutzen konnte,

die unter anderen dem Doctor L..... in solchen Fällen so vortrefflich genützt haben würden.

Die junge Gräfin hatte mir Herrn D. als eine Quelle zu weiteren Nachforschungen bezeichnet, sie kannte seine Rastlosigkeit und war überzeugt, daß ich in einer Unterredung mit ihm wenigstens zu Spuren der Verwickelungen gelangen würde. Natürlich aber stand die gräfliche Familie in keinen Beziehungen zu jenem, am wenigsten in freundschaftlichen. Die Tochter des Grafen G... verwies mich aus bloßer Vermuthung an ihn.

Herr D. indeß hatte sich dergestalt in den Vermögens-Angelegenheiten des Grafen verwirrt, daß ich wenigstens in der ersten Unterredung zu keinem Standpunkt der Dinge gelangen konnte. Er schilderte sich als den Helfer in der Noth und in einem Augenblick als einen grausam Getäuschten, während er in dem andern von seinen vollwichtigen Verschreibungen und den Bevorzugungen, die er, mittelst derselben, vor andern Gläubigern geltend machen könnte, ein Breites hin und her redete. Herr D. war nämlich über meine Absicht und Position nicht im Reinen. Er wußte nicht, ob er mich

als Freund, als Helfershelfer zur Noth, oder als Verbündeter jener Advocaten begrüßen sollte, gegen die er mit ungleichen Kräften den Feldzug eröffnet hatte. Seine Unruhe war somit erschrecklich, er baute tausend Luftschlösser auf meine Reise und schuf sich eben so viel Schreckbilder aus derselben. Wenn ich ein Abgesandter der jungen Gräfin wäre, meinte Herr D., so würde er vielleicht auf eine Unterstützung der gräflichen Familie zählen können; wäre ich aber ein Alliirter seiner Gegner, wie würde er da auf seiner Huth sein müssen. Herr D. war bereits durch unsere Jurisprudenz zu der Ueberzeugung geführt, ein Rechtsstreit lasse sich am besten durch Kriegslist zu einem guten Ende lenken, es würde ihn kein Mensch von der Rücksichtslosigkeit des Rechts überführt haben, und somit zog er es vor, selbst da, wo er ohne Gefahr den geraden Weg gehen konnte, den krummen zu betreten.

Ein Rechtsgelehrter stand ihm in der gräflichen G...'schen Angelegenheit nicht zur Seite, er hatte es mit drei Advocaten zu thun und kannte Sprüchwörter des gemeinen Lebens genug, um nicht zu wissen, daß „eine Krähe der anderen nicht die Augen

aushacke." Ich mußte lachen, als mir Herr D. in den ersten Augenblicken unseres Zusammenseins so offenherzige Geständnisse machte, und doch, wie traurig war dieses Mißtrauen zu den Anwälten der Gerechtigkeit. Wer wird mir nicht beipflichten, daß es mehr oder weniger ziemlich allgemein in Deutschland verbreitet ist, und die Gerechtigkeit, die schon ohnedieß in ihrer wissenschaftlichen Form das Volk nicht anspricht, um so tiefer in der öffentlichen Meinung heruntersetzt. Viel mag eben auch jene wissenschaftliche Form selbst zu diesem Mißtrauen beigetragen haben, man traut einem Rechte nicht, das die Augen nicht sehen, viel aber muß auch an der Persönlichkeit der Advocaten liegen, einiges vielleicht an der Stellung derselben im Staate. So sind z. B. die Advocaten in den freien Städten weit höher geachtet, als sonst irgendwo, weil ihre Stellung ehrenwerther ist, als in den monarchischen Staaten, wo sie nur als Handlanger der Gerechtigkeit betrachtet werden und meistens in einem sehr subordinirten Verhältnisse zu den Gerichten erscheinen. Frankreich mit seiner freien und nationalen Justiz hat weit mehr Vertrauen zu den Ver-

tretern des Rechts. Die Mitglieder eines Barreau gehören stets zu den Notabilitäten und erfreuen sich des Ansehens, welches der Franzose mit consideration bezeichnet. Aus dem Barreau kann man unmittelbar zu den höchsten Ehrenstellen des Staats gelangen.

Aber Herr D. wollte nichts von den Dienern der Themis wissen und beschloß — das erkannte ich bald — bevor er mir sein volles Vertrauen schenkte, mich näher zu prüfen.

Zu dem Ende wurde ich auf den folgenden Tag zum Diner von ihm eingeladen.

Fünfzehntes Kapitel.

Herzensergießungen des Herrn D. und Präliminarien zu einer Allianz.

Herr D. bewirthete mich reichlich. Wir dinirten allein in dem Zimmer des Gasthofs, wo er logirte, und jener suchte mir Herz und Zunge durch den Wein zu lösen, der sonst sicher bei ihm zu den Ausnahmen gehörte; denn er trank nur Wasser.

Ich muß hier bemerken, daß sich die Forderungen des Herrn D. gegen den Grafen G... von Tage zu Tage in geometrischer Progression vermehrten. Er hatte ihm allerdings namhafte Summen vorgeschossen, aber er rechnete Zins auf Zins und ließ sich jeden Monat von dem Grafen G..., der in L. zu seiner Verfügung bereit war, die Vermehrung der Summe beglaubigen. Zum Belauf dieser Summe verlangte er nun volle Befriedigung.

Einmal hoffte er dieselbe von jenen Advocaten zu erlangen, die sich die Masse hatten cediren lassen, indem sie um diesen Preis seine Nachforschungen nach dem Ursprung ihrer Forderungen beseitigt haben würden; konnte er aber heute bei ihnen, denen er als Bevollmächtigter des Grafen G... zu Leibe ging, nicht reussiren, so hielt er sich morgen an die Person des Grafen und ängstigte diesen mit Drohungen von Personal-Arrest, um ihn zu vermögen, seine Familie, der bekanntlich eine Subvention aus den Revenuen des erwähnten Fidei-Commiß-Gutes zugestanden war, zur Intervention für ihn aufzufordern. Der Theil, welcher der Person des Grafen G... selbst aus jenen Revenuen zufiel, war Herrn D. zu geringfügig, als daß er sich an ihn hätte halten sollen. Und dann bot ihm auch der Graf, bei seiner Leidenschaft für die Bühne, keine Garantie der Auszahlung der kleinsten Quote. Endlich aber mochte D. nicht zu den äußersten Mitteln greifen, um sich eine solche Quote zu verschaffen. Er würde sich natürlich dadurch mit dem Grafen verfeindet, und diesen nicht, wie bisher, zur Unterstützung aller Schritte, die er gegen die

erwähnten Advocaten unternahm, bereit gefunden haben. Somit beschränkte er sich, wie gesagt, gegen denselben auf Drohungen.

Wenn Herr D. mich als Mandatar der jungen Gräfin betrachtete, durfte er natürlich seine Position als Gläubiger gegen den Grafen nicht hervorheben, er mußte vielmehr seine Beziehungen, als Bevollmächtigter desselben, jenen Advocaten gegenüber, die ihn um sein Vermögen gebracht hatten, festzuhalten suchen. Stand ich aber auf Seiten seiner Gegner, so konnte er bis zu einem gewissen Grade den Bevollmächtigten voranstellen, nämlich bis zu dem Resultate seiner Drohungen gegen jene, hätte man sich indeß durch jene Drohungen zu einem Vergleich bewogen gefunden, so würde er nun seine Eigenschaft als Gläubiger des Grafen, der nur zunächst für sich Befriedigung verlangte und um diesen Preis seinen Vollmachtgeber verlassen würde, herausgekehrt haben.

Er setzte mich also mit Champagner zu, um meinen wahren Charakter zu ermitteln. Ich blieb natürlich dabei, daß ich mich nur im Interesse der gräflichen Familie nach dem Concurs-Verfahren,

das durch die bekannte Cession beendet worden sei, umzusehen habe, und daß von dem Resultate einer solchen Untersuchung weitere Instructionen abhängen würden.

Jetzt rückte mir Herr D. näher. „Sehen Sie, lieber junger Mann, wegen meiner Haupt-Forderung an den Grafen G... hab' ich mich einstweilen durch eine Lebensversicherung desselben geschützt. Könnt' ich nur vorerst so viel bewirken, daß die gräfliche Familie die Prämie derselben zahlte und dann bin ich auch nicht sicher, daß sich der Graf nicht selbst das Leben nimmt." (In diesem Falle würde nämlich die Police ohne allen Werth gewesen sein, da sich eine Lebens-Versicherung nur auf natürliche Todesfälle bezieht.)

Ich bemerkte, daß ich über die erste Bedingung durchaus keine Auskunft geben könne, und was seine Furcht betreffe, so hielte ich sie für durchaus ungegründet. Graf G... sei ein viel zu lebenslustiger Mann, als daß er Hand an sich selbst legen werde.

„Aber die fortwährenden Verwirrungen" — entgegnete er gedehnt und mißtrauisch.

Ich nahm ihm das Wort aus dem Munde: „werden ihm vielleicht den Kopf verrücken, meinen Sie. Auch von ihnen fürchte ich Nichts für den Grafen. Wer sich in dem Maaße über alle bürgerlichen Verhältnisse hinweggesetzt hat, wie der Graf G..., wird nicht den Tod von ihnen haben."

„Ja, man ist doch ängstlich" — meinte Herr D. — wenn man mit Einem so tief darin steckt. Die verfluchte Lebens-Versicherung des Grafen macht mir mein Leben sehr sauer. Hat er kein Geld, so droht er mir immer, er werde sich todtschießen."

Ich mußte unwillkürlich über diese Kriegslist des Grafen lachen.

„Und sie assistiren ihm, um die Kugel von seiner Brust abzuhalten, von Neuem."

„Was soll ich machen? Hernach würde es zu spät sein."

„Bezahlen Sie also bis jetzt auch die Prämie aus ihrer Tasche?"

„Gewiß, und zwar jedes Jahr an siebenhundert schwere Thaler."

„Und wozu würden Sie sich entschließen, wenn man Ihnen diese Last abnehmen würde?“

„Ich würde Ihnen, oder jedem Andern, den die Frau Gräfin oder Fräulein Tochter dazu bestimmen würde, die Geheimnisse mittheilen, welche den Advocaten in M.......... (mit dieser Bezeichnung belegte er vorzugsweise seine Gegner) beizukommen, Stoff bieten.

„Da müßte man doch im Voraus von dem Werth Ihrer Mittheilungen überzeugt sein.“

Bei diesen Worten schnitt Herr D. das einfältigste Gesicht, um den Werth seines Geheimnisses sowohl anzudeuten, wie auch, um einsehen zu lassen, daß er listig genug sei, dasselbe nicht ohne baare Zahlung Preis zu geben. „Da könnte ich mich hinter her hinter den Ohren kratzen.“

„Wie können Sie nur glauben, daß man nicht ein kleines Opfer für große Resultate darzubringen, bereit sein wird!“

Das Wort Resultat war Herrn D. ein böhmisches Dorf, man mußte deutsch mit ihm sprechen.

„Ich verstehe Sie nicht recht —“

„Ich meine, es könne nicht fehlen, daß man jährlich siebenhundert Thaler daran wenden wird, um in den Besitz mehrer Tausende zu kommen.“

„Wenn Sie es bewirken, so stehen gern einhundert Louisd'örchen zu Diensten.“

„Aber die Zahlung der Prämie würde Ihnen die Haupt-Forderung sichern und Sie also veranlassen, deswegen zu quittiren.“

„Quittiren! (Dieses Wort war Herrn D. als ein kaufmännisches bekannt.) Quittiren!“ wiederholte er gedehnt. „Und für meine Bemühungen, für die entzogenen Zinsen, wer wird mir dafür gerecht werden?“

„Nun, lassen wir das Weitere ruhen und halten wir uns an das Nächste. Sie würden also um den Preis der Prämie der gräflichen Familie Mittheilungen machen, die derselben wenigstens zu einem theilweisen Schaden-Ersatz verhelfen könnten?“

„Ich zweifle gar nicht daran. Sehen Sie, der Director der Justiz-Canzelei in G. ist ein Spitzbube.“

„Das würden wir vor allen Dingen zu erweisen haben. Worauf stützen Sie diesen Beweis?“

„Ja, daß ich ein Narr wäre." — Diese Worte wurden von demselben einfältig-geheimnißvollen Gesichte begleitet, wie die früheren. Ich hielt es also für das Beste, die Unterhaltung abzubrechen und mich für heute mit den Präliminarien zufrieden stellen zu lassen. Aber die Wahrnehmung, daß das Recht zu solchen Machinationen Veranlassung geben und solche Intriguen hervorrufen könne, erfüllte mich mit jenem innigen Bedauern, das allen, die nur einigermaßen auf die Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Justiz halten, begreiflich sein wird.

Sechszehntes Kapitel.

Ich mache die Bekanntschaft des Grafen G.... — Ein Raubmörder wird in L. hingerichtet. — Bemerkungen über die Zweckmäßigkeit der Todesstrafe. — Reise nach R. in M..........

Es wurde mir übrigens bald klar, daß Herr D. nicht mehr wußte, als ich selbst. Vermuthungen waren in Masse vorhanden, aber keine Beweise. Zudem hatte er, in Betreff aller Juristen, die Meinung: „Jeder müsse so lange für schlecht gehalten werden, bis sich das Gegentheil erweisen lasse.“ Er erblickte also in Allem, was seine und des Grafen Gegner unternahmen, Hinterlist und Betrug.

Dieser Umstand bewog mich, ihn zu bitten, mich bei dem Grafen G... selbst einzuführen, da derselbe ja in L. ansässig sein müsse. D. ließ mich nun ein Document desselben sehen, das ihn verpflichtete, und zwar durch einen schriftlichen Eid,

die Stadt nie ohne Wissen und Willen des Herrn D. zu verlassen, widrigenfalls solle sogar dieser das Recht haben, die Person des Grafen G... mit Steckbriefen verfolgen zu lassen. Rechtsverständige werden über eine solche Verschreibung lachen; der Graf G... hätte eben so gut einem Zweiten das Recht über Leben und Tod in Betreff seiner einräumen können, ohne daß die Gerichte Gewicht darauf gelegt haben würden. Aber D. verstand ja von dem Rechte Nichts, und die Erwähnung dieses Documents kann ihn somit nur in zwiefacher Hinsicht charakterisiren, einmal in seiner Unkenntniß und dann in seinen Absichten, er hätte sich, wie jener Shylock, das Herzblut seines Schuldners verschreiben lassen.

Wir fuhren nach L., wo wir jenen Mann, der noch vor einigen Jahren an der Spitze der Ritterschaft seines Landes stand, mit Noten-Abschreiben beschäftigt fanden. Er hatte nicht so viel Zeit, mich ruhig anzuhören und als ich, nach der oberflächlichsten Einleitung, auf seine Vermögens-Verhältnisse kam, verwies er mich kurz und gut an

Herrn D., dieser wisse Alles und er müsse die Theater-Probe besuchen.

Die Theater-Probe zu besuchen, während in L. die Hinrichtung eines Raubmörders stattfand, das war allerdings mehr, als ich dem Grafen G... zugetraut hatte. Hier galt es doch nicht seinem Vermögen, sondern einem theatralischen Aufzug und einer großen Scene aus dem Leben. Aber Herr Graf G... hatte sich capricirt, eine Theater-Probe zu halten, während die ganze Stadt zur Richtstätte strömte.

Herr D. meinte, was ich daran sehen wollte, wenn ein armer Mensch so erschrecklich abgeschlachtet würde, wir hätten, während der Graf der Probe beiwohne, noch Vorbereitungen zu treffen, um denselben zu einer Reise nach M......... zu bewegen. Ich wußte zwar nicht, was D. mit dieser Reise nach M......... sagen wollte, aber ich versprach, ihn Nachmittags zu besuchen, den Morgen wollte ich weniger zu der Hinrichtung, als zu Erkundigungen nach den Motiven des Mordes und des Todes-Urtheils benutzen.

Dieses war von dem Obergerichte ausgesprochen und von dem O.-A.-Gerichte bestätigt worden, und der Mörder war von dem gemeinsten Schlage. Er hatte bei lichtem Tage eine alte allein wohnende Dame nebst ihrer Haushälterin ermordet, um sich einiges Geldes und einiger Pretiosen derselben zu bemächtigen. Die Dame war reich, aber die geringe Baarschaft, die der Mörder bei ihr fand, hatte selbst in seinen Augen die That nicht gelohnt. Es sei eine Bagatelle gewesen für so viel Blut, meinte er, aber an den alten Weibern sei auch Nichts verloren. Die viehische Rohheit, die diesen Menschen auf seinem letzten Gange auszeichnete, überstieg alle Grenzen. Verwünschungen gegen seine Richter und Gotteslästerungen, war das Einzige, was man zu hören bekam. Als ihm am Thore der Armesündertrank gereicht wurde, leerte er das Glas auf den Tod seiner Richter. Der letzte Fluch gegen Gott und Religion, der seinem Munde entquoll, wurde nur von dem Schwerte des Scharfrichters unterbrochen. Dieser hielt das Haupt hoch in die Höhe, schwang das blutige Richtschwert, begrüßte damit die Menge und fragte, ob er seine

Schuldigkeit gethan, eine Frage, die von einem ungewöhnlichen Applaus begleitet wurde und von einem Enthusiasmus, der mich schwindeln machte.

Man möchte allerdings in Zweifel gerathen, ob nicht unter Voraussetzung solcher Unnatur die Todesstrafe doch an ihrem Orte wäre, vorausgesetzt nämlich, daß wir jenen Begriff des Staats festhalten, der ihn als eine Vereinigung Aller zur Sicherung der Freiheit Aller schildert, und nicht als Familien-Verband, der überhaupt die Todesstrafe vernichten würde.

Wenn solchen Menschen nicht der Tod als das letzte und äußerste Mittel vorgehalten würde, sie würden ja die ganze Welt umbringen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird die große Menge das Verhältniß betrachten. Von diesem Gesichtspunkte aus werden auch die meisten Juristen die Nothwendigkeit der Todesstrafe erklären. Und wenn man ihnen entgegnet, der Mordthaten werden aber doch nicht weniger, so werden sie uns bemerken, das stehe noch sehr in Frage, es sei vielmehr wohl anzunehmen, daß unzählige Mordthaten durch die Abschreckungs-Theorie des Staats verhindert würden,

man könne ja den Menschen nicht in's Herz sehen. Jener Mörder habe sich freilich nicht durch das Richtschwert abschrecken lassen, wer könne es aber unternehmen, einen speciellen Fall als Regel geltend zu machen. Gewiß nicht! Aber wer kann es unternehmen, eine Regel festzustellen, der es an allem Beweis fehlt? Oder wird man behaupten, daß die Leidenschaften durch Drohungen zu überwinden sind, daß die Leidenschaften überhaupt nachdenken?

Die mittelalterlichen Criminal-Gesetze hatten die Todesstrafe sehr allgemein gemacht, sie setzten auf Ehebruch, Nothzucht, Bigamie und auf jene schrecklichen Laster, die nur als Ausnahmen der Natur zu betrachten sind, Todesstrafen, und man vollzog dieselben mit der äußersten Strenge. Hat man diese Verbrechen dadurch ausgerottet? Nein, sie wuchsen dem Criminalrecht über den Kopf und die Gesetzgebung mußte ihre Schwäche eingestehen, die mildernde Praxis schaffte die Todesstrafe in diesen Fällen ab. Freilich kamen dieselben selbst in den civilisirtesten Ständen vor, aber sollte man Verbrechen, werden sie von der Civilisation begangen, für minder gefährlich halten, als andere, die mei-

stens von der Rohheit und Uncultur begangen werden? Jene waren durch die Civilisation nicht zu vertilgen, sie sind noch heut zu Tage eben so häufig, wie zur Zeit der Caroline; während die Mordthaten sich in eben dem Grade verminderten, als die Civilisation stieg.

Indeß das Leben ist das heiligste Gut und wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden. Die Juristen bekümmern sich selbst um die heilige Schrift, aber leider nur um die Details derselben, nicht um die Grund-Idee des Christenthums. Das Leben ist das heiligste Gut des Menschen! Wollte man es nur weniger aus dem Gesichtspunkte des Criminalrechts, als aus dem der Humanität betrachten. Ich will die Letztere durchaus nicht zu einem weiten, bequemen Mantel für die Sünde machen, aber ich meine doch, man solle ein heiliges Gut besser hegen und pflegen, als allein durch die Abschreckungs-Theorie. Die moralische Zurechnung — nicht jene engherzige moralische Zurechnung der Jurisprudenz, sondern die, welche aus Cultur und Civilisation hergeleitet werden kann — sollte man vor allen Dingen allgemeiner zu begründen suchen.

Wir haben leider noch sehr viele Menschen in unserem civilisirten Staate, die wie das liebe Vieh aufwachsen. Man macht es sich hier bequem und schlägt ihnen die Köpfe ab, statt sie zu bilden. Das wird man wenigstens nicht läugnen können, daß die Meisten, welche ihr Haupt dem Gesetze zum Opfer bringen müssen, kein genügendes Gegengewicht gegen die Leidenschaften geltend machen konnten. Dieses Gegengewicht liegt durchaus nicht in dem Katechismus, ich möchte es selbst nicht an die Bibel knüpfen. Nein! es liegt vielmehr darin, daß die gesellschaftliche Richtung im Ganzen und Großen civiler und humaner werden muß, daß man nicht sage: dieser, oder jener Mensch, oder diese, oder jene Klasse ist zu dumm für die Aufklärung. Die Vernunft ist uns von Gott mitgegeben, nur die Unvernunft ist ein Erzeugniß der Menschen. Das Christenthum, ohne menschlichen Zusatz, ist eben die höchste Potenz der Vernunft. Aber die rohe Gewalt hat es nicht so gebrauchen können, wie es uns hinterlassen wurde, für ihre Zwecke reichte es nicht hin und man hat es gemeißelt, gemodelt und umgestaltet, ja man hat es

nur als Aushülfe benutzt, man hat es der Polizei untergeordnet, man hat Dinge daraus hergeleitet, von deren Gegentheil das Christenthum gerade Zeugniß gibt.

Ich will mich hier nicht in das Labyrinth unserer modernen Staats-Einrichtungen begeben, aber so viel ist doch gewiß, daß man nur eine Seite des Christenthums begünstigt, ich meine die passive. Was soll aber der gemeine Mann, dem man in dem besten Falle die zehn Gebote und das Vater unser vorhält, denken, wenn er in den höheren Ständen so gar wenig christlichen Sinn erblickt. Aber der gemeine Mann soll selbst nicht einmal denken. Gehorsam, blinder Gehorsam, das ist Alles, was Ihr ihm zugesteht. Nun gut, so haltet ihn denn, wie das Thier, aber wundert Euch nicht, wenn er dann gegen den Gehorsam häufig verstößt. Durch die Todesstrafe wird er nicht zu bessern sein.

Kurz nach der Hinrichtung sprach ich Herrn D. Er meinte, man sollte es nicht glauben, daß es solche Menschen in der Welt gäbe; der Kerl hätte schon wegen seiner gotteslästerlichen Reden verdient, von unten auf gerädert zu werden: er habe es

nicht aushalten können, so etwas nur zwei Minuten anzuhören. So wenig wie Herr D. wird der größere Theil der Gesellschaft aufgelegt sein, tieferen Motiven jenes Verbrechens nachzuspüren. Ich fand Gelegenheit dazu in einer kurzen biographischen Skizze des Verbrechers und in der einfachen Sacherzählung des Verbrechens. Der Hingerichtete war in der That roh aufgewachsen, er hatte weden lesen, noch schreiben können und von dem Christenthum hatte er keine andere Wohlthat empfangen gehabt, als die Taufe und Confirmation. Sein Erwerb hatte demnach in den gröbsten Handarbeiten für Taglohn bestanden. Dabei war er im höchsten Grade leidenschaftlich, ja boshaft gewesen. Findet man doch auch Bosheit in der Civilisation; warum sollte ein roher Taglöhner nicht boshaft sein? — Also so viel war gewiß, der Hingerichtete hatte nicht den geringsten moralischen Anhalt gegen eine in ihrem Ursprunge böse Natur gehabt. Nun hatte es sich, in Folge eines weniger verworfenen, als nichtsnutzigen, unverträglichen Lebens des Verbrechers auch oftmals ereignet, daß er sich ohne den nothwendigsten Bedarf für die Existenz gefun-

den hatte. Unter solchen Verhältnissen hatte ihn auch die Gemordete, in deren Hause er Handdienste leistete, aus dem Dienste gewiesen. Sie war reich, sie lebte bequem, er war arm, boshaft und rachsüchtig. Was hatte er ihr so Schlimmes gethan, daß sie ihm ruhig und kalt eine Quelle des Erwerbs verstopfen konnte. So ungefähr raisonnirte der Verbrecher, oder er konnte wenigstens so raisonniren, ohne Logik studirt zu haben. Gedanken an Rache stiegen in ihm auf, zu ihnen gesellten sich Habgier und Genußsucht. Ueberlegen ist die Sache eines solchen Menschen nicht, was wird ihn groß von dem Thiere unterscheiden? Er ging in das Haus der alten bequemen reichen Frau und schlug sie mit derselben Art, mit welcher er ihr Holz gefällt hatte, todt. Nach dieser That keine Spur von Reue, kein Gedanke von Versöhnung, es war erschrecklich, aber nicht so unnatürlich, wie man auf den ersten Anblick glauben möchte. Ich bin der Meinung, daß in jedem Menschenherzen Empfindung und Gefühl wohnen. Das ist der lockere Boden, der des Sämanns harrt und der rechten Saat. Aber wenn dieser Boden nun auf

keine Weise bestellt wird, wenn sich nur der kalte Nachtreif des Lebens darauf herabläßt und der Frost des Materialismus bis zu seinen tiefsten Tiefen dringt, wie soll er nicht hart und starr werden und unzugänglich für Wort und That?

Gewiß! die Motive der meisten Verbrechen sind eben so sehr in der Gesellschaft zu suchen, wie in dem Individuum. Jener starb mit Verwünschungen gegen Gott und Menschheit auf den Lippen und dieses entsetzliche Resultat hatte sich in einer Stadt von wenigstens 30,000 Einwohnern, einem Dutzend Kirchen und einigen Dutzenden Schulen herausstellen können. Es gibt aber Stellen in Deutschland, wohin, trotz aller Cultur, noch nicht der geringste Strahl von Aufklärung gedrungen ist. Und dann, wenn man den Unterricht nur zu großen, menschheitlichen Zwecken einrichtete — doch ich will ein Thema, das eine so speculative Richtung zu nehmen droht, nicht weiter verfolgen.

Nachmittags setzte mir Herr D. seine Pläne auseinander, um eine Reise nach G. in M......... zu motiviren. Ich werde bald einsehen, daß jene Herren in R. (die erwähnten Advocaten) nicht so

sorglos seien, wie sie affectirten, wenn sie vernähmen, Graf G... sei in Begleitung seines Bevollmächtigten und eines Juristen nach G. gereiset. Bekanntlich hatte vor der dortigen Justiz-Canzelei das Concurs-Verfahren stattgefunden.

„Aber was sollen wir dort?“ war meine erste Frage.

„„Mit einer Klage drohen, mit einer Wiederaufnahme des Processes.““

„Aber wem?“

„„Den Advocaten in R.““

„Ohne die geringsten Beweise und auf bloße Vermuthungen hin?“

„„Diese Herren wissen sich nicht rein““ — erinnerte Herr D. — „„und ich habe Beweise.““

So geringen Grund ich hatte, an die letzteren zu glauben, so meinte ich doch, bei meiner Unzulänglichkeit zu ernstlichen Schritten, einen Versuch nicht von der Hand weisen zu dürfen, der wenigstens, wenn er Befürchtungen bei jenen Herren hervorrief, eine moralische Ueberzeugung von dem dolus derselben in mir begründen mußte. Herr D. zeigte mir zugleich ein Journal, in welchem die

Gläubiger des Grafen G..., welche die Concurs-Masse den Herren Advocaten F. und P. in R. und K. in G. überlassen hätten, eine Zahlung von 25 Procent entgegennehmen könnten. Die fragliche Cession hatte also wirklich, wie mich die junge Gräfin versichert hatte, mit Genehmigung der Gerichte stattgefunden.

„Aber wir würden besser thun, zuvor nach R. zu reisen, zu jenen Herren," war meine Meinung.

Herr D. hatte nichts dagegen, und Graf G... mußte sich, trotz seiner Theatersucht, zu der Reise verstehen, ja er wartete nicht einmal die Drohungen seines Bevollmächtigten und Gläubigers ab, die er, im Falle einer Weigerung, sicher hätte entgegennehmen müssen.

Wir fuhren also zunächst nach R., zwar ohne Vereinbarung, welche Stellung wir gegenseitig jenen Advocaten gegenüber behaupten würden, aber doch Beide mit Absichten. Ich wollte das Terrain kennen lernen, Herr D. wollte durch mich den Anschein gewinnen, als handle er in Gemeinschaft mit der gräflichen Familie.

Graf S... war auf der ganzen Reise sehr indifferent. In R. angekommen, war sein erstes, das dortige Theater zu besuchen und uns die Fürsorge für unsere oder seine Interessen zu überlassen. Da man auch in der That nur seiner Anwesenheit in R. bedurfte und er uns sonst in keinerlei Weise helfen konnte, als durch seine Person, so ließ Herr D. ihn ruhig gewähren und begab sich einstweilen zu dem Dr. P. Ich aber beschloß, die Resultate abzuwarten, welche diese Unterredung herbeiführen würde.

Siebenzehntes Kapitel.

Unterredung mit dem Doctor P. — Intrigue der Advocaten und Kriegslist des Herrn D. — Er eilt in die Kirche, um Gott am Charfreitage für seine Zwecke zu stimmen. — Graf S... copirt ein gestohlenes Theater-Manuscript. — Ich habe Zeit, Betrachtungen über den Nachdruck anzustellen.

Wie man sich auch verstanden haben mochte, Herr Dr. P. wünschte, mich Nachmittags zu sprechen. D. hatte mich ihm wahrscheinlich als einen Anwalt der gräflichen Familie geschildert. Somit verfügten wir Beide uns zeitig zu jenem Herrn.

Natürlich verwies derselbe mich an das rechtskräftige Urtheil, er wunderte sich, daß man sich Kosten machen wolle, da man doch früher, als die Untersuchung wegen des Rechtbestandes eines Concurses den Gerichten vorgelegen, überall nicht das geringste Mißtrauen an den Tag gelegt habe. Es

werde thöricht sein, eine Cession anzufechten, die unter Oberaufsicht des Gerichts und mit dessen Genehmigung stattgefunden habe. — Ich bemerkte, es käme doch sehr viel auf die dem Concurse zum Grunde liegenden Forderungen an, die größtentheils wucherischer Art gewesen seien, worauf mir Herr Dr. P. entgegnete, daß die Rechtmäßigkeit der Forderungen in dem Concurs-Verfahren hinlänglich constatirt worden sei.

„Wir haben die Masse lediglich aus dem Grunde an uns gekauft, weil wir Weitläuftigkeiten vermeiden, die Concurskosten vermindern und den unvermögenden Gläubigern wenigstens zu einem Theil ihres Geldes verhelfen wollten. Sie wissen, ein ausgedehntes Concurs-Verfahren kann die ganze Masse absorbiren.“

Ich lächelte ungläubig: „„Der Graf G... war ein sehr vermögender Mann, ein reicher Mann, der reichste Cavalier in M........., das will doch etwas sagen.““

„Gewiß! aber ich habe mich nicht um die Vergangenheit des Grafen zu kümmern, so viel ist ge-

wiß, daß seine Schulden doch größer sein mußten, als sein Vermögen."

„„Und wenn man doch Beweise des Gegentheils brächte? — Mein Herr Doctor, ich bin zu dem Ende nach M......... gekommen, um mich nach den Beweggründen jenes Concurses umzusehen. Ihnen kann das gleichgültig sein und somit nahm ich auch keinen Anstand, Ihnen den Zweck meiner Mission geradezu einzugestehen.""

„Gewiß ist es mir gleichgültig — bemerkte Doctor P. — nur sehen Sie sich gegen Schaden vor —"

„„„Oh! wir sind mit Allem versehen""" — sprach Herr D., der immer plötzliche Resultate herbeiführen wollte und nie die Zeit erwarten konnte.

„Gewiß! wie immer," entgegnete lächelnd Doctor P., und dann zu mir gewendet, „Herr D. gibt sich stets sanguinischen Hoffnungen hin, seine Forderungen sind größtentheils sogar erst nach der Einleitung des Concurs-Verfahrens entstanden und dennoch möchte er sie zu Vollem bezahlt erhalten."

Jetzt hätte man Herrn D. sehen sollen. Seine Augen funkelten, seine Mienen zuckten, er sprang auf und sprach hastig gegen den Advocaten, der

lächelnd zu ihm aufblickte: „Meine Forderungen sind gerecht, es ist mein Geld, was ich fordere, ich habe dem Herrn Grafen auf die uneigennützigste Weise gedient, und es ist nicht möglich, daß eine so hochachtbare Familie, wie die gräfliche, mich um mein sauer Erworbenes bringen sollte."

Herr Doctor P. erinnerte immer lächelnd: „„So halten Sie sich zunächst an den Bevollmächtigten der jungen Gräfin, was geht auch mich Ihre Forderung an den Herrn Grafen an; ich bestreite Ihnen nichts.""

„Aber ich will von Ihnen bezahlt sein." (Herr D. verlor dieser Kälte gegenüber nicht nur den Plan, den er sich vorgesetzt haben mochte, sondern auch den Kopf.)

„„Und ich kann und werde Sie nicht bezahlen,"" bemerkte Doctor P. eben so ruhig, wie früher.

„„So tret' ich als Bevollmächtigter des Herrn Grafen auf,"" replicirte jetzt zuversichtlich D., indem er den Kopf weit vorstreckte und ein Schnippchen schlug. Er blieb in dieser Stellung, um den frischen Eindruck seiner gewiß schon oft angewandten Drohung abzuwarten.

Doctor P. schüttelte mit dem Kopf, sah mich an und dann Herrn D.: „Wenn man mit Ihnen nur vernünftig sprechen könnte, jetzt sind Sie wieder Bevollmächtigter. Und was wollen Sie denn als Bevollmächtigter?"

„„Um eine Revision des Processes nachsuchen. Ja mein Herr Doctor P.. hier haben Bestechungen stattgefunden."" Diese Worte wurden von D. so hastig und wild gesprochen, daß sie doch auf den Advocaten einigen Eindruck zu machen schienen. Aber er sprach eben so kalt und ruhig, wie früher: „Sie werden Scandal machen und Nichts erreichen."

Da ich sah, daß wir auf diesem Wege schwerlich zu Resultaten gelangen würden, so unterbrach ich das Gespräch, vom Stuhl aufstehend: „Die Herren werden sich nicht vereinigen können, da die Ansprüche, die Herr D. an den Grafen macht, in keinerlei Beziehung zu dem Concurs stehen."

„„Gewiß nicht,"" fügte Doctor P. hinzu.

„„„Nein nicht zu dem Concurs""" — fiel hier D. hastig dazwischen — „„„aber zu dem Gelde des Grafen, mit welchem man Concurs gespielt hat."""

Herrn P. war die Unterredung nicht angenehm, aber ich mußte mich über seine Gleichgültigkeit wundern, die sich, selbst Invectiven gegenüber, zu keiner Aenderung des Tons entschließen konnte. Er wandte sich, halb indifferent, halb beobachtend, an mich: „Was halten Sie von den närrischen Ansichten des Herrn D.?“ — Ich zuckte natürlich die Achseln. Doctor P. meinte, Herr D. müsse vortreffliche Beweismittel in Händen haben, um eine so nachdrückliche Sprache zu reden, und dieser versicherte natürlich nochmals, wie Einer, der meistens mit unerfahrenen Leuten unterhandelt und dieselben durch plumpe List übervortheilt hat, daß er die untrüglichsten Beweise besitze, eine Drohung, die übrigens den Doctor P. nicht im Geringsten zu afficiren schien.

Somit schieden wir. Der Doctor P. meinte, wir würden uns am nächsten Tage vielleicht noch sprechen.

Aber die Reise des Grafen G..., in meiner und D.'s Begleitung mochte doch den Herren auf's Herz gefallen sein, als wir nach Hause kamen, erzählte uns jener, der Advocat F., der Compagnon des

Doctor P. in dieser Angelegenheit, habe ihm einen Besuch abgestattet und auf das Dringendste angerathen, er solle, während wir bei Doctor P. seien, das Gasthaus verlassen und mit ihm gehen. Auf diesen Fall war dem Grafen, der natürlich immer dessen bedürftig war, sogar Geld angeboten worden. Es lag also am Tage, daß man die Reise nach G., wenn nicht fürchtete, doch wenigstens äußerst ungern zuließ. Wozu dieser Winkelzug der Jurisprudenz, wenn sie das Licht nicht zu scheuen brauchte.

Herr D. war sofort voll Hoffnung und baute auf der Stelle neue Pläne. Statt mit dem Grafen den geraden Weg nach G. einzuschlagen, rieth er demselben vielmehr, auf das Anerbieten des Herrn F. einzugehen, das Geld von den Advocaten zu nehmen, sich auf einige Tage ihrem Willen zu fügen und ihnen dann, nachdem er sie ausgeholt, eine Nase zu drehen. In diesen Worten sprach Herr D. über Recht und Gerechtigkeit. Natürlich war der Graf zu Allem bereit, aber Herr D. machte nur noch die Bedingung, daß derselbe das Geld, welches ihm die Advocaten auszahlen wür-

den, mit mir theilen müsse. Er gedachte, mich auf solche Weise an seine Interessen zu ketten. Da ich mich aber standhaft weigerte, an dieser Intrigue, deren Ende ich gar nicht absah, Theil zu nehmen, so überließ mich Herr D. vorerst meinem eigenen Schicksal, indem er mich aufforderte, mit ihm nach G. zu reisen und dann das Weitere mit der Ankunft des Grafen, der dort höchstens binnen einigen Tagen einzutreffen versprach, zu erwarten.

Graf G... mußte nun, in seiner Gegenwart an die Herren P. und F. schreiben, er werde Abends gegen zehn Uhr, wenn Herr D. im Bette liege, sich flüchtigen Fußes in das Haus des Herrn Doctor P. begeben und sich dort zur Verfügung der beiden Herren stellen.

So seltsam diese Vorfälle auch klingen mögen, so kann ich dennoch nochmals versichern, daß sie auf Wahrheit beruhen und ohne alle Zusätze sind. Verhindern konnte ich hier nichts, ich beschränkte mich also darauf, zu erklären, daß ich nur ein offenes Verfahren für redlich und ersprießlich halte. Aber Herr D. hatte von der Redlichkeit sehr beschränkte Begriffe: die Advocaten seien Spitzbuben,

denen man nur auf solche Weise beikommen könne; zudem hätten sie dem Herrn Grafen ja doch nur das Geld gestohlen und es sei ganz billig, daß derselbe jede Gelegenheit ergreife, so viel von dem Seinigen wieder zu erhalten, als eben möglich. Es war diesem Mann unmöglich, den geraden Weg zu gehen, selbst wenn er solcher Weise eher zum Ziele gelangen würde, List und Intrigue waren ihm zur anderen Natur geworden.

Ich bemerke nur noch, daß, nachdem Alles zwischen ihm und dem Grafen verabredet worden war, Herr D. sich zu einem Kirchgang entschloß. Es war gerade ein stiller Freitag und Herr D. versäumte keine Gelegenheit, den Schutz und Beistand des Höchsten zu erflehen.

Nachdem er sich entfernt, verkündete mir der Graf G...., daß er noch einige nothwendige Geschäfte zu beseitigen habe. Er hatte sich in aller Eile von dem Director der dortigen Bühne ein Manuscript geliehen, das er ohne Weiteres zu copiren beschloß. Als ich ihm bemerklich machte, daß die Benutzung eines Manuscripts, ohne Honorar-Zahlung und Einwilligung des Verfassers, ihn

in unangenehme Berührungen versetzen könne, gestand er mir offenherzig, daß er nie ein Manuscript honorire, er stehe mit den meisten Theater-Souffleuren in Geschäftsverbindung, die ihm dasselbe gegen doppelte Copialien, oder im Wege des Tauschhandels überließen; das vorliegende Manuscript sei von dem Director des Theaters in R. für ein anderes eingetauscht worden.

Während Herr D. nun in der Kirche war und den lieben Gott ganz speciell ersuchte, seine Zwecke zu unterstützen und seine neueste Kriegslist — von der er sich natürlich keine Rechenschaft geben konnte — zu einem gedeihlichen Ende zu führen, und während der Graf G... brevi manu das Manuscript stahl, hatte ich Zeit und Muße, Betrachtungen über geistiges Eigenthum anzustellen, über Nachdruck und Abschrift literarischer Producte, mit einem Worte über Vervielfältigung derselben zum Nachtheil des Verfassers und Verlegers.

Achtzehntes Kapitel.

Bemerkungen über Nachdruck und die Rechtslosigkeit des geistigen Eigenthums in Deutschland. — Herr D. kehrt aus der Kirche voll Enthusiasmus und Hoffnung zurück. — Trennung von dem Grafen. — Reise nach G. — Die Advocaten bringen durch die Abhaltung des Grafen von der Reise nach G. Herrn D. um 18,000 Thaler. — D. ist dem Tode nahe. — Grundsätze und Tendenzen der Jurisprudenz in M..........

Der Nachdruck und die Unsicherheit des geistigen Eigenthums ist wieder ein Beweis, daß unsere Jurisprudenz nie über das römische Recht hinweg sieht. Weil in demselben keine Rede von Nachdruck und Verlagsrecht sein konnte, so ist man bis jetzt Seitens der Juristen nicht geneigt gewesen, unseren Schriftstellern in dieser Hinsicht Rechte einzuräumen.

Ich will es hier nicht untersuchen, ob die römischen Eigenthums-Begriffe geistiges Eigenthum

ausschließen, aber einige Bemerkungen darüber, ob der Fortschritt der Cultur und die modernen Zustände nicht ein solches Eigenthumsrecht verlangen, möchten um so mehr an ihrem Orte sein, als man noch immer den Nachdruck von verschiedenen Seiten in Schutz nimmt, und sich dabei noch oben darein auf die Cultur und Aufklärung stützt.

Man sagt — freilich nur in Deutschland — geistige Schätze müssen Gemeingut sein, der Nachdruck diene dazu, die Quellen des Wissens Allen zu erschließen, es sei vielmehr inhuman, wenn Einer, in dessen Hand Gott einen Theil der Cultur des Jahrhunderts gelegt habe, aus dieser Bevorzugung klingende Zinsen ziehen und gewissermaßen ein Monopol auf ein göttliches Gut, das ihm nur zum Besten der Menschheit anvertraut worden sei, besitzen solle. Seltsam genug sind es gerade Anhänger des conservativen Systems, welche diese voreilige Meinung aussprechen. Diese Herren provociren in allen anderen Fällen auf das positive, oder göttliche Recht, nur in diesem Falle überlassen sie sich einer vagen Theorie, die sie dreist unter die Rubrik Menschenrecht bringen werden.

Sollte die Regierung nicht eine juristische Verbindlichkeit haben, den Nachdruck zu verpönen? ich sage eine juristische Verbindlichkeit, die moralische liegt weit näher. Gewiß hat sie eine solche; denn der Staat in seiner juristischen Definition soll die Freiheit der Einzelnen zum Besten Aller beschränken. Man könnte das vielleicht in dem speciellen Falle des Nachdrucks so interpretiren: Einzelne müßten sich in ihrem geistigen Eigenthum bestehlen lassen, damit Alle Vortheil davon zögen. Aber diese Interpretation hat man — so frech auch der Nachdruck aufgetreten ist — noch nicht gewagt; denn in solchem Falle möchten die Diebe im Allgemeinen behaupten, sie stählen nur zum Besten der großen Menge, es wäre besser, wenn das Eigenthum Einzelner unter die Leute käme, jeder Diebstahl sei eine Beschränkung Einzelner zum Besten Aller.

Also ich meine, die Gesetzgebung oder die Regierung, die ja nur Organ des Gesammtwillens ist, hat in der That eine juristische Verbindlichkeit, die aus dem Begriffe des Staats hervorgeht, den Nachdruck zu verbieten, das Eigenthum des Geistes zu sichern.

Betrachtet man nun die Sache aus dem humanen Gesichtspunkte, so fragt es sich, was es der Menschheit schaden kann, wenn die, welche die Bildung fördern, den Geist veredlen, den Fortschritt des Jahrhunderts verursachen, wenn diese Leute in den Stand gesetzt werden, anständig leben zu können, ja, was es ihr schaden könne, wenn diese Leute sich mittelst ihres Geistes Reichthümer erwerben. Die Vertheidiger des Nachdrucks sind — wie schon gesagt — der Meinung, der Nachdruck mache es allein möglich, daß die minder Begüterten, ja selbst die Armen an dem geistigen Reichthum einer Nation participirten, sonst werde die Geld-Aristokratie auch in Betreff der Wissenschaft bevorzugt sein. Im Ganzen bedient sich die Geld-Aristokratie dieses Vorzugs leider wenig, und was die Unbemittelten, die Armen betrifft, sind sie nicht anders in Betreff der Wissenschaft zu begünstigen, als durch den Grundsatz Crispins? Was sage ich, Crispins — der stahl nur den Reichen das Leder, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Bei dem Nachdruck aber stehlen Reiche Armen ihr Eigenthum und nicht für Arme, sondern zunächst für sich.

Und wäre es für die Armen, daß man die Armen bestiehlt, wie läßt sich so etwas rechtfertigen. Gewiß den Unbemittelten und Armen ist auch in Betreff der Wissenschaft zu helfen; denn einmal wird der Verleger schon weniger hohe Bücher-Preise ansetzen können, ist er gegen den Nachdruck sicher, und dann — thut er es nicht — braucht man ja nur die Stadt-Bibliotheken zu vergrößern und zu vermehren, den Zutritt zu und die Theilnahme an ihnen leichter zu machen. Endlich, hat der Nachdruck und die Unsicherheit des geistigen Eigenthums die Cultur auch nur im entferntesten in Deutschland befördert? Gewiß, die Cultur hat tiefere und moralischere Beziehungen.

Die Literatur wird sich auch ohne Nachdruck populär machen lassen, es müßte sehr schlimm mit ihr aussehen, wenn sie einer Vermittelung mit der Nation bedürfte, die hauptsächlich auf dem Kuppelpelz beruhete.

Aber die Schriftsteller — die in Deutschland ohnedieß von tausend Rücksichten abhängig sind — sind durch den Nachdruck in die untergeordnetste Stellung versetzt worden. Man hat ihnen das

Brod genommen und die Vertheidiger geistigen Diebstahls verweisen sie frech genug an den Nektar und die Ambrosia der Wissenschaft. Davon läßt sich bekanntlich nicht leben und da der Geist hienieden ohne Körper nicht existiren kann, und da der Geist nur willig, der Körper aber schwach ist; so muß man den unerhörten Servilismus der deutschen Gelehrsamkeit gewiß auch ein klein wenig auf Rechnung der Rechtslosigkeit des Geistes setzen. Diese Rechtslosigkeit hat dem deutschen Volke gewiß größeren Nachtheil gebracht, als der Nachdruck ihm Vortheil brachte; geben wir anders überhaupt einen solchen Vortheil zu. Die Bücher mochten sich vervielfältigen und billiger werden, aber die Gedankenfreiheit verminderte sich und wurde theurer. Da der Schriftsteller nicht von der Nation bezahlt wurde, so ließ er sich von Anderen bezahlen und diese Anderen kauften nur um den Preis Gedanken von ihm, die ihnen zusagten, daß er andere, die ihnen nicht zusagten, um keinen Preis verkaufen, ja nicht einmal denken möge.

Aber sie gehen so weit, die perfiden Vertheidiger des Nachdrucks, daß sie behaupten, es würden

in dem Falle, daß die Schriftstellerei keine klingenden Zinsen gewänne, nur Leute von Beruf schreiben, man würde aus Inspiration dichten, philosophiren, politisiren und raisonniren. Als wenn die Inspiration nur an den Hunger geknüpft wäre, als wenn die Cultur nur dann den Fortschritt aushalten würde, wenn sie nichts zu essen hätte; als wenn unsere Schriftsteller nur dann erst große Schriftsteller und sicher gegen alle Verirrungen wären, wenn ihre körperliche Existenz dem Zufall überlassen bliebe. Dieses klägliche Motiv für den Nachdruck kann man füglich am leichtesten übergehen, genug, daß es vorgeschützt worden ist.

Während Graf G... ruhig an seinem Manuscripte fortschrieb, drängten sich mir jene unmaßgeblichen Bemerkungen auf. Eine Abhülfe ist nur von Oben zu erwarten und man scheint diese Angelegenheit aus einleuchtenden Gründen nicht zu beeilen. Am schlimmsten sind nun gar die Bühnendichter daran; sie haben jeden Copisten zu fürchten und Herren ihres Eigenthums sind sie nicht einmal, den größeren Bühnen gegenüber. Was man ihnen

an Honorar bietet, damit müssen sie sich begnügen. Ich bin der Meinung, daß eben die gänzliche Rechtslosigkeit der dramatischen Literatur am meisten die Entwickelung unserer Bühne aufhält, aber an einem Memoire in dieser Angelegenheit, zu welchem ich mich rasch entschließen wollte, verhinderte mich für jetzt Herr D. Er kam in großer Hast aus der Kirche zurück und trat mit den prophetischen Worten: Es ist vollbracht! in das Zimmer. Mit ihnen hatte der Prediger, in Bezug auf den Charfreitag, die Kirchenfeier begonnen und Herr D. bezog sie nun auf seine persönliche Angelegenheit; am Abend, wenn Graf G... sich zu den Advocaten begeben habe, werde auch er ausrufen können: es ist vollbracht! Es unterlag bei ihm keinem Zweifel, daß seine Kriegslist zu wichtigen Entdeckungen führen könnte. Ich freilich hatte eine ganz andere Ansicht von der Entwickelung der Dinge.

Genug, Graf G... verließ uns Abends und begab sich zu Doctor P. Herr D. und ich fuhren am nächsten Morgen nach G. Hier erfuhr nun D. eine Thatsache, die, wie die Leser sogleich hören sollen, ihm sogar lebensgefährlich wurde.

Es lag nämlich eine Summe von 18000 Thalern bei der Justiz-Kanzelei in G. deponirt, die dem Grafen G... aus einem Vergleiche zukamen, den sein früherer Curator, Namens Seiner, abgeschlossen hatte. Man hatte dieses Geld nicht zu der Concursmasse ziehen können, und Graf G... konnte es somit persönlich entgegennehmen, oder durch einen Bevollmächtigten. Als solchen wollte man aber Herrn D. nicht gelten lassen, da es notorisch, daß ihm der Graf G... als Schuldner verhaftet sei. Somit war die Anwesenheit des Grafen erforderlich, um jenes Geld entgegenzunehmen. Wir warteten ungeduldig einen Tag nach dem andern, bis uns plötzlich eine Bekanntmachung des Grafen G... in den öffentlichen Blättern Gewißheit darüber ertheilte, daß man auf seine Ankunft in G. nicht rechnen könne. Derselbe nahm nämlich die dem Herrn D. ertheilte General-Vollmacht zurück. Zu gleicher Zeit hatte er dem Gerichte zu G. eine Special-Vollmacht eingesandt, durch welche er einen dortigen Advocaten zur Erhebung der fraglichen 18000 Thaler befugte. Das war ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel für D. Er erkannte nun

halb, welche Absicht die Advocaten in R. gehabt hatten, als sie den Grafen von ihm trennten. Man wollte verhindern, daß die fragliche Summe in D.'s oder direct in des Grafen G... Hände fiel, man wollte sich vielmehr mit dem letzteren in den 18000 Thlrn. theilen. Diese plumpe Demonstration mag sehr unglaublich erscheinen, ich führe sie auch nur deshalb an, um darzuthun, zu welchen Wagestücken sich die Jurisprudenz in M......... verstehen kann. Im Vertrauen auf den Leichtsinn des Grafen G..., der von der Existenz der fraglichen 18000 Thaler nur die oberflächlichste Kunde hatte, unternahm man jene Demonstration, indem man vielleicht dem Grafen G... die kleinste Quote des Geldes gab. Ja, man versicherte später, die beiden Juristen in R. hätten diese Summe zu einem Geschenke des Gerichts-Directors in G. bestimmt gehabt, und, im Vertrauen auf die Habhaftwerdung des Geldes, demselben bereits den größten Theil des Depositums ausgezahlt. — Natürlich sollte das Geld eine Remuneration des Directors für die Beförderung des Concurses sein.

D., der diese Nachricht nicht in meiner Gegenwart, sondern im Hause des Gerichts-Directors er-

hielt, rannte wie besessen nach Hause. Auf dem Heimwege erblickte er eine offene Kirche, stürzte hinein, verrichtete sein Gebet am Altar und setzte dann seinen Weg weiter fort. Mit dem Blatte in der Hand, das jenen Widerruf des Grafen enthielt, stürzte er zu mir in's Zimmer:

„Ich bin schrecklich betrogen, ich bin von Allen verlassen, schändlich verlassen, o Gott! o Gott!“ der Schweiß perlte in gewaltigen Tropfen von seiner Stirne herab.

„„Was ist Ihnen?““ rief ich, mehr erschreckt, als neugierig.

„Lesen Sie nur — lesen Sie nur — ich bin blamirt — ich bin zu Grunde gerichtet.“ Und nun faltete er die Hände und bat den lieben Gott, wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, sie müßte ihm werden. Sein Geld sei verloren und sein guter Name dazu, seine Frau, seine Kinder, seine armen unschuldigen Kinder! und das Alles um so einen lumpigen Adeligen, um einen Menschen, der zum Straßenkehren zu schlecht sei. Mit einem Worte, Herr D. warf alle Rücksichten bei Seite, er gab sich, wie er war, und ich halte mich nur an seine Worte. Aber nach-

dem er mir den Vorfall, unter fortwährenden Exclamationen und Appellationen an Gottes Barmherzigkeit, erzählt hatte, wurde er plötzlich leichenblaß und starr. Ich sprang hinzu, um ihn vom Falle zu retten, denn seine Sinne schwanden und ich hielt wenigstens einen Ohnmächtigen in meinen Armen. Es war jedoch in der That mehr, als eine Ohnmacht, ein Anfall von Schlagfluß hatte sich des Herrn D. bemächtigt.

Nichtsdestoweniger gelang es den Aerzten, oder seiner guten Natur, ihn gegen den Tod zu schützen. Gegen Abend konnte Herr D. seine Erzählung weiter fortsetzen. Ich rieth ihm einfach, Beschlag auf die fragliche Summe legen zu lassen und als Gläubiger des Grafen aufzutreten; aber er, der beinahe über den Verlust der 18000 Thaler des Todes gewesen war, konnte sich zu diesem Schritt nicht entschließen. Ein seltsames Original von Habsucht, 18000 Thaler würden wenigstens ein Viertheil seiner Forderung getilgt haben, aber Herr D. fürchtete durch einen gerichtlichen Schritt sich in den Augen der Welt und noch mehr in denen der gräflichen Familie zu compromittiren; ja er fürchtete, sich da-

durch weiteren Gewinn, den er noch immer aus den dem Grafen gemachten Vorschüssen zu ziehen hoffte, zu verleiden. Aus einem Vermögen, das so viele Juristen reich gemacht hätte, würde auch noch für ihn Manches abfallen und endlich müsse man Böses mit Gutem vergelten. Gewiß! Herr D. war ein Chaos von Katechismus-Moral, Einfalt, List und Habgier, Eigenschaften, die er neben einander zu erhalten und eine mit der andern zu compensiren wußte. Die Leute sollten doch nach seinem Tode sagen: „Hier liegt ein Ehrenmann!"

Der Vorfall mit den 18000 Thalern überzeugte mich indeß zur Genüge, daß von Seiten der Jurisprudenz in der gräflichen Angelegenheit jedes Mittel für das rechte gehalten wurde. Während also Herr D. nach L. zurückreiste, um sich des Grafen wieder zu bemächtigen, den er dort vermuthete, begab ich mich nach R. zurück.

Hier machte ich nun noch die Bekanntschaft des Hofraths F., jenes Advocaten, der dem Doctor P. in dem Ankauf der Concursmasse associirt war. Wie gesagt, dieser Herr war Hofrath, ein Titel,

den in M......... jeder, der sonst nichts ist, acquiriren kann.

Vergeblich spielte ich, dem Hofrath F. gegenüber, auf das verdächtige Verfahren an, das man sich, in Betreff der 18000 Thaler, mit dem Grafen G... erlaubt habe. Er wisse von nichts, was es ihn angehe, wenn der Graf eine Vollmacht widerrufe; Doctor P. aber lächelte wiederum wie früher und zuckte die Achseln. Selbst einige Drohungen, die ich leise im Hintergrunde entfaltete, fruchteten nichts; denn Hofrath F. nahm so wenig Rücksicht, daß er mir offen gestand, ich werde, selbst wenn ich mit Vollmachten und Geldmitteln zu einem Prozesse hinlänglich ausgestattet sei, doch wenig ausrichten, indem der Director des Gerichts ihnen bedeutend verpflichtet sei, sie haben ihm Geld über Geld vorgeschossen und ein Concurs desselben hänge nur von ihnen ab.

Das war in der That zu toll, so unverschämt hatte ich die Jurisprudenz noch nie gesehen. Indeß Herr Hofrath F. fuhr weiter fort: „Dem Grafen G... habe sein Geld doch nichts genützt, es sei besser, wenn es in die Hände von Leuten käme,

die damit umzugehen wüßten, in M......... speculire man mit Processen, man kaufe Ansprüche und führe dieselben auf eigene Rechnung aus. Man würde jeden auslachen, der dem Advocaten ein solches Recht abstreiten wolle. Solchergestalt bliebe der Adel doch nicht allein im Güterbesitz. Hie und da lasse sich vielleicht noch in der gräflichen Angelegenheit die Hand zu einem Vergleiche bieten, aber um Alles ungeschehen zu machen, um die Rechtsgelehrten, die unter großen Beschwerden und Wagnissen aller Art einigen Vortheil aus einem Concurse gezogen hätten, der wenigstens so viel dargethan, daß der Graf G... nicht mehr Herr seines Vermögens sei, um diese Rechtsgelehrten wieder auf Nichts zu reduciren, dazu müsse man früher aufstehen."

Oh! ich gebe, so viel als möglich, die ausdrücklichen Worte des Herrn Hofrath F. wieder, aber was half mir seine Offenherzigkeit unter sechs Augen vor den Gerichten, er war so aufrichtig, nachdem er geendet hatte, mir zu bemerken, daß er nichts gesagt habe, daß er Alles abläugnen werde.

Es blieb mir daher nichts anders übrig, als einstweilen an meine Mandantin zu schreiben und sie auf die Unzulänglichkeit unserer Beweise aufmerksam zu machen, die kaum in etwas mehr, als Vermuthungen bestanden, welche freilich einst am Tage des Weltgerichts zu einem rechtskräftigen Urtheil genügen möchten, aber von einem irdischen Gerichte allesammt verworfen werden würden.

Meine Ferien liefen indeß ab, und sollte späterhin in der Sache wirklich etwas geschehen, so konnte man es durch schriftliche Communicationen auch bewerkstelligen. Uebrigens erboten sich die Herren Advocaten, mir einen Posten anzuweisen, um mich wegen meiner Reise zu entschädigen, es werde dazu nur einer Anweisung des Grafen bedürfen, die ich jeden Augenblick von demselben gegen höchstens zwanzig Louisd'or baar — werde erhalten können.

Ich mochte nicht an den Speculationen dieser Herren participiren und reiste in den nächsten Tagen nach L. ab. Dort schrieb Graf G... an dem in R. eingetauschten Theater-Manuscript ruhig weiter und Herr D. hatte bereits eine neue General-Vollmacht von dem Grafen erlangt, die an dem Tage

meiner Ankunft in den öffentlichen Blättern publicirt wurde. Zu aller Sicherheit für Herrn D. hieß es in derselben, sie sei unwiderruflich. Als ich ihm bemerkte, daß diese Bestimmung als nicht hinzugefügt zu betrachten sei, weil jede Vollmacht ipso jure widerruflich sei, meinte er, eine solche Clausel beweise doch das Zutrauen des Grafen zu ihm und das Weitere müsse man erwarten.

Auf nochmaliges Befragen des Herrn D., in Betreff der Beweise, die er gegen die beiden Herren P. und F. besitzen wollte, erfuhr ich denn bald mit vollkommener Gewißheit, daß dieselben nur in der Einbildung des Herrn D. existirten, und da somit kein Grund zu einem längeren Verweilen in L. vorhanden war, setzte ich zunächst meine Reise über Weimar fort. Louise, von der ich während meiner Hin- und Herzüge in M......... kein Wort vernommen hatte, sollte mich wegen der traurigen Erfahrungen, die sich an den Rechtszustand in Deutschland knüpften, trösten.

Neunzehntes Kapitel.

Reise über Weimar nach Hause. — Ein neuer Criminalfall.

Ich traf meine Braut in einem aufgeregteren Zustande, als ich erwartet hatte. Die dramatische Kunst ist nicht dazu geeignet, einen hochfliegenden Charakter herabzustimmen. Man ergibt sich mit seiner ganzen Persönlichkeit der Dichtung und Kunst und die Scheidewand des Lebens wird immer steiler. Was konnte ich von diesem zarten, bewegten Gemüthe für die Prosa des Lebens hoffen? Die Kunst war Luisen zur andern Natur geworden, freilich im schönsten Sinne des Worts, aber ich durfte nie darauf rechnen, von meinem Onkel die Einwilligung zu erhalten, meinen „ehrlichen" Namen auf dem Theaterzettel anführen zu lassen. Und doch fürch-

tete ich für Luise, sollte sie ganz und gar der Bühne entsagen.

Nichtsdestoweniger schien das Mädchen an meiner Hand den jähen Sprung wagen zu wollen, sie rechnete zu sehr auf die Liebe, als daß sie in ihr nicht einen Ersatz für alle Entbehrungen zu finden hoffte. Da mir aber keine Briefe von dem Gesandten zugekommen waren, so mußte ich, in Betreff der Hauptsache verschwiegen bleiben, beschloß aber im Uebrigen mein Herz wenigstens meinem Onkel gegenüber zu lüften und im schlimmsten Falle auf die mir von dem Gesandten eröffnete Perspective hinzudeuten.

In Betreff der Persönlichkeit Luisens wurde ich nach gerade ruhiger, sie lebte so ganz und gar ihrem hohen Berufe, daß sie mir keine Zeit zu Zerstreuungen zu haben schien, die meine Eifersucht hätten anregen können.

Wir schieden also nach einigen heiter und sinnig verlebten Tagen, sie, um sich von Neuem mit ganzer Seele ihrem Berufe zu weihen, ich, um in den alten einförmigen Kreislauf der Geschäfte zurückzutreten.

Die junge Gräfin hatte mir geschrieben, sie würde mich im November in meiner Vaterstadt treffen, ich konnte mir somit den Rückweg über Frankfurt ersparen und direct von Weimar nach dort zurückkehren.

Bei meiner Ankunft daselbst war Alles in Aufruhr: ein angesehener Rechtsgelehrter, der übrigens seit Jahren, procul negotiis, von seinen Zinsen lebte, war plötzlich verhaftet worden. Man behauptete, er hätte eine Menge fremder Gelder, die ihm theilweise von unbemittelten Leuten anvertraut worden waren, angegriffen; statt eines Vermögens von einer halben Million, welches ihm die Fama beigelegt, hätte er nicht so viel Heller aufzuweisen, und jene, die ihm in Vertrauen auf seinen Reichthum, ihre ersparten Capitalien, zu guten Zinsen eingehändigt hätten, seien um Alles betrogen worden. Da Herr B....... sich nicht gegen diese Beschuldigungen auf eine evidente Weise vertheidigen konnte, so war sofort die Special-Untersuchung gegen ihn eingeleitet worden. Man betrieb diese Untersuchung wider Erwarten — da er von guter Familie war — sehr eilig und nach kaum drei

Monaten erhielt ich ein Decret des Ober-Gerichts, das mich zu seinem Vertheidiger ex officio bestellte.

Nie werde ich jene erste Scene im Gefängnisse des Unglücklichen vergessen, die mich in dieser Eigenschaft ihm gegenüberstellte. Er hatte einen der Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens abgegeben, die öffentliche Meinung hatte ihm gehuldigt, er galt für reich, er war angesehen, er galt für rechtschaffen, und nun mußte er als Betrüger sein Endurtheil im gemeinen Gefängnisse erwarten und sich von Wittwen und Waisen verfluchen lassen.

B....... lag bei meinem Eintritt in's Gefängniß der Länge nach auf der Pritsche ausgestreckt, nicht das Geräusch des Schlüssels im unnachgiebigen verrosteten Schlosse, nicht der schwere Fall der eisernen Stangen, die von der Thür gelößt wurden, hatten ihn aufgeweckt aus seinem Brüten, auch meine Erscheinung machte keinen Eindruck auf seine starren Augen, die auf der wollenen Decke zu lesen schienen, in welche er sich ängstlich gehüllt hatte. Und doch kannte er mich von Jugend an, wir hatten uns kurz vor meiner Abreise nach M......... in glänzender Soirée bei meinem Mentor, dem Doctor L.,

gesehen. Welch' ein Wiederfinden! B....... hatte nie heiter ausgesehen, denn er trug Jahre lang die Last des Verbrechens auf seinen Schultern, dessen Folgen er nicht entgehen konnte —; früher oder später mußte sich die traurige Auflösung finden — aber die grasse Wirklichkeit des Elends hatte binnen drei Monaten größere Verwüstungen in diesen Zügen angerichtet, als die Angst von Jahren. Selbst der Verbrecher wird durch die Hoffnung getröstet, das Schwert über seinem Haupte werde so bald nicht herabfallen, die Verzweiflung wird sich seiner nur ausnahmsweise vor der Zeit bemächtigen. Diese Verzweiflung aber war jetzt eingetreten, und als ich mich dem Lager des Verbrechers näherte und die Worte sprach: „Herr B......., ich komme, als der Ihnen von dem Gerichte beigeordnete Vertheidiger zu Ihnen," glotzte mich der Unglückliche mit weiten, stieren Augen an.

„„Vertheidiger!?"" seufzte er mit tiefem, schwerem Athem, und dann sich rasch erhebend und meine Hände ergreifend: „„Sie können mir nichts retten!""

„Aber mein Amt, meine Pflicht befiehlt mir —"

„„Ach lassen Sie den Firlefanz.""

„Soll ich Sie nur aus den Acten vertheidigen? Ich bedarf eines Blicks in Ihr Inneres.“

„„Herr!““ — sprach der Verbrecher wild bei diesen Worten — „„Herr! wollen Sie mich rasend machen. So wie Sie mich quälen, habe ich früher Andere gequält, ich habe kleine Diebe vertheidigt, ich der große Dieb, aber ich wagte es nie, darauf aufmerksam zu machen, daß der Mensch in eine Lage kommen könne, wo er stehlen und betrügen müsse.““

„Sie sind angegriffen, Herr B......., soll ich einen Arzt rufen lassen?“

„„Ja, wo er stehlen und betrügen müsse““ — fuhr B......., ohne auf meine Worte zu achten, fort. — „„Haben Sie im Leben noch keinen Menschen betrogen?““

Ich schwieg, den Unglücklichen mit einiger Theilnahme betrachtend. Seine Augen glänzten jetzt, wie in Thränen. „„Oh Sie Glücklicher!““ ergänzte er nach einer Weile — „„aber verschonen Sie mich, ein Vertheidiger kann mir nicht helfen: ich bin alt, ein paar Jahre Zuchthaus mehr, oder weniger, gilt mir gleich — ha! was sage ich —

gleich, nein! nicht gleich, es wäre entsetzlich könnte ich nicht dort sterben. Wo soll ich ruhig sterben, wenn meine Zuchthausstrafe zu kurz ist und der Tod zu langsam?""

„Was vermochte Sie, Herr B......., solche schwere Schuld auf Ihr Haupt zu laden."

„„Herr! ich war reich, angesehen, geachtet — ich konnte es nicht ertragen, arm zu werden!""

„Also Ehrgeiz?"

„„Ehrgeiz?"" B....... sprach dieses Wort lang und gedehnt, als früge er sich selbst, als wolle er sich aufklären über das Motiv seines Verbrechens. Dann aber verneinte er kopfschüttelnd meine Meinung. „„Ehrgeiz war es nicht — es war Selbsterhaltung — Fürsorge für die Meinigen — ist es nicht schrecklich, Kinder, die in Glanz und Lebensfülle erzogen sind, dem Gespötte der Welt Preis zu geben; ach! es ist zu schön, reich zu sein, als daß man es jemals ertragen könnte, arm zu werden.""

„Aber bedachten Sie nie das Ende, bedachten Sie nie, daß sich das entsetzliche Geheimniß wenigstens über ihrem Grabe lichten müsse?"

„„Gewiß! gewiß! aber ich rechnete fest auf das große Loos, ich spielte in allen Lotterien so viel Nummern, daß es mir nicht entgehen konnte. Ich verdoppelte meine Einsätze, ich bat Gott, mich zu retten, aber Gott erhörte mein Gebet nicht. Hätte ich nur einmal gewonnen, wie viel Unglückliche würde es jetzt weniger geben? Ich, meine Kinder, die Armen, die mir ihr Vermögen anvertraut, sie alle würden gerettet worden sein. In Wahrheit, mein Herr, ich konnte nie unglückliche Menschen sehen.““ —

„Und mit diesem Leichtsinn glaubten Sie sich eine Zukunft zu erringen?“

„„Leichtsinn? — Es mochte Leichtsinn sein, aber man rettet sich, wie man kann. Wem die Wahl zwischen dem nahen und entfernten Tod gelassen wird, der wählt den letzteren. Vielleicht konnte ich dem Gefängnisse noch durch ein Wunder — allerdings nur durch ein Wunder entgehen.““ —

„Und wenn Sie bei Zeiten eingelenkt hätten, wenn Sie nach dem ersten Fehltritt —“

„„Herr! halten Sie ein — die Welt richtet nur die That, nicht die Motive, nicht die Reue — wie

gern hätte ich eingelenkt, aber sie verhinderte es — ich wußte es ja im Voraus, daß mich nichts retten konnte. Jetzt bin ich sechszig Jahre alt, ich kann im Zuchthaus sterben, hätt' ich vor zehn Jahren gesagt, wie unendlich unglücklich ich wäre, sie hätten mich nicht mit dem Zuchthaus verschont, aber ein Asyl wäre mir das Zuchthaus nie geworden.""

„Aber Gott und die Religion —"

Er schüttelte den Kopf. „„Ich war nicht stark genug, um mich allein auf Gott zu verlassen, dazu bedurfte es mehr, als ich besaß. — Fragen Sie nicht weiter, vertheidigen Sie mich aus den Acten und lassen Sie mich zu Gott beten, er möge die Richter strenge nach dem Gesetze richten lassen — es ist mein Trost, daß ich von der Jurisprudenz keine Milde zu erwarten habe.""

Ich konnte nichts mehr von dem Alten erfahren, das mir Aufschlüsse zu geben vermochte und Details der Vertheidigung. Somit theile ich hier nur sein Leben und seinen Tod mit; denn das rechtskräftige Urtheil in dieser Angelegenheit lautete auf zwanzigjähriges Zuchthaus, das aber Gottes Gnade in dreimonatliches verwandelte.

Herr B....... ererbte von seinem Vater ein bedeutendes Vermögen; man konnte den Nachlaß desselben auf mehre Hunderttausende anschlagen. Ein Rechtsgelehrter von Vermögen und Kenntnissen wird sich bald eine Stellung im Leben verschaffen. So auch jener. Man zog ihn in vielen Dingen zu Rathe, die selbst außer der Jurisprudenz lagen, und er genoß jener Achtung, die, wenn sie Jemanden zu Theil wird, ihm den Titel eines „Mannes von Gewicht" verschafft. Tiefere Beziehungen liegen einer solchen Achtung nicht zum Grunde, sie ist bequem zu erlangen, denn sie wird nur von der Oberfläche des Lebens geschöpft, aber der, welcher sie erreichen will, muß wenigstens ohne Makel sein; mit einem Worte, diese Achtung ist nicht viel mehr, als negativer Art. Herr B....... führte die ihm anvertrauten Processe treu und gewissenhaft, nach der Gerichtsordnung und ohne alle Weitläufigkeiten. Da er mit einem bedeutenden Vermögen in die juristische Laufbahn getreten war, so brauchte er die Jurisprudenz nicht mehr zur Sicherung seiner Zukunft, sondern als Beschäftigung, da er aber sehr reich war, so vertraute man ihm um so lieber

weitausschreitende Rechtsstreitigkeiten an, die mit Geldverhältnissen, mit Depositis und Cautionen verknüpft waren. Errang Herr B......., im Verlauf, oder nach Ablauf des Processes, bedeutende Summen Geldes aus demselben, so überließ der Kläger ihm nicht selten die Anlegung der erstrittenen Summen, der des Geldes nicht augenblicklich benöthigt war. Handelte es sich um gerichtliche Curatelen, um Vormundschaften, Testaments-Vollziehungen und dergleichen Officia, so wurde wieder Herr B....... vorgezogen: er hatte Vermögen, er bot eine reelle Garantie, außer seiner persönlichen.

So kam es denn, daß er nach und nach, inmitten einer Menge fremder Vermögensangelegenheiten gerieth, ein Verhältniß, das auch dann noch fortdauerte, als er seine Praxis bereits niedergelegt hatte. Er hatte die Leute nirgends übervortheilt, nahm sich Aller an, die mit dem Gelde nicht umzugehen wußten, belegte für sie kleine Errungenschaften, zahlte gute Zinsen, und war man des Capitals benöthigt, so bedurfte es natürlich nur eines Worts, um dazu zu gelangen. Unbemittelte Leute drangen ihm ihren Ueberschuß auf, Herr

B....... unterzog sich den kleinsten Dienstleistungen in dieser Hinsicht, ohne irgend eine Vergütung anzusprechen. Das Geld lag so fest und sicher bei ihm, wie in einer Sparkasse.

Es ist bekannt, wie leicht Jemand seinen bürgerlichen Credit verlieren kann, lehnt er sich nicht an irgend ein Vorurtheil der großen Menge. In dem entgegengesetzten Falle aber gibt man selten einem Verdachte Raum. Herr B....... war reich, der Ruf machte ihn „schwerreich," wie man in meiner Vaterstadt sagte, was konnte man anders von ihm erwarten, als daß er auch ein ehrlicher Mann sein würde. In der That hatte sein ganzer Lebenslauf auch keine Schattenseite aufzuweisen, obwohl — wie gesagt — seine Lichtseite nur das Geld und sein bürgerliches Ansehen war. Solcher Menschen gibt es unzählige im Staate, mißbrauchen sie zufällig das ihnen geschenkte Vertrauen, so können sie große Verwirrungen herbeiführen.

Eine Hauptfrage war natürlich die, wie es B....... angefangen habe, sein bedeutendes Vermögen zu verthun. Er war nicht Kaufmann, er hatte nie speculirt, er war auch kein Verschwender,

in seinem Haushalt herrschte die größte Oekonomie. Lange hatte sich das Gericht bemüht, über diesen Umstand Aufklärung zu erhalten, B....... blieb dabei, sein Vermögen einfach verzehrt zu haben. Auf eine solche Behauptung aber konnte man wenig Gewicht legen; denn ein so bedeutendes Vermögen konnte bei einem so regelmäßigen Leben, das nie über die Zinsen hinausreichte, nicht absorbirt werden. Je mehr sich der Alte weigerte, den Grund seines Verlustes anders anzugeben, als in der erwähnten Weise, desto weniger konnte das Gericht die Feststellung der Wahrheit versäumen, die vielleicht, wenn auch nicht für den Thatbestand des Verbrechens, doch für etwaige Milderungsgründe erheblich war. Doch der Alte konnte durch Nichts bewogen werden, seine Aussage zu widerrufen und man würde vielleicht gezwungen gewesen sein, auf die Ermittelung dieser Thatsache ganz zu verzichten, hätten sich nicht bei genauer Durchsicht der Papiere des Inquisiten ganze Convolute Lotterieloose vorgefunden, die sich oft auf hundert Nummern zu einer und derselben Ziehung beliefen. Man lud nun die verschiedenen Collecteurs, deren Namen

auf den Loosen angegeben waren, vor Gericht, und erfuhr von ihnen, daß der Inquisit seit länger, denn zwanzig Jahren ungeheuere Summen in der Lotterie verspielt habe.

Wie war Herr B....... zu dieser Spielwuth gekommen? Habgier war seine Leidenschaft nicht, sonst lag ihm alles Spiel fern, nie hatte man ihn einen Heller an die Spielbank jenes Bades wagen sehen, welches er jeden Sommer besuchte. Bis zum Augenblicke seiner Verhaftung war B....... überdieß als ein glücklicher und wirthschaftlicher Haushalter bekannt, Eigenschaften, die sich nicht mit dem unordentlichen Charakter eines leidenschaftlichen Spielers vertragen. Auch über diesen Punkt wollte er keine Aufklärung geben, sondern beharrte in hartnäckigem Schweigen; man mußte sich also wieder nach einer neuen Quelle umsehen und hatte nicht lange zu suchen. Es wurde bald bekannt, daß die Lotterie die ursprüngliche Ursache des Verbrechens war, und Doctor L....., mein Mentor, löste den Knoten nunmehr ganz und gar.

Derselbe hatte nämlich vor zwanzig Jahren mit dem Inquisiten eine Wette contrahirt, daß man,

mit hinlänglichen Mitteln versehen, das Glück im Spiele, wenn nicht berechnen, doch an sich fesseln könne. Er wolle, bei einem jährlichen Wagniß von 2400 Thalern an die Lotterie, im schlimmsten Falle ohne Verlust davon kommen, im besseren Falle aber müsse er Vortheil von diesem Einsatz haben. Man setzte, als Preis der Wette, eine höchst unbedeutende Summe aus; denn Doctor L..... war seiner Sache sehr gewiß und wollte von dem Inquisiten, der nicht an eine solche Demonstration glauben mochte, nichts gewinnen, sondern ihn vielmehr nur überzeugen. Doctor L..... gewann in der That während mehrer Jahre die Wette, er spielte hundert Loose jährlich und ging nicht nur schadenfrei aus der letzten Klasse hervor, sondern auch noch mit einigen tausend Thalern Ueberschuß.

Wer hätt' es denken sollen, daß dieses zufällige Ereigniß einem sonst bedächtigen und vorurtheilsfreien Manne den Kopf verrücken könnte. Aber Herrn B....... befiel nunmehr eine unwiderstehliche Spielgier. Er beschloß, dem Beispiele des Doctor L..... zu folgen und spielte, wie die meisten Spieler,

erst mit einigem Glück. Diese Aufmunterung bewog ihn, in verschiedenen Lotterien bedeutende Gelder anzulegen, und er verlor. Der Verlust war ihm kein Niederschlag seiner Hoffnungen, sondern nur Stachel und Sporn. Man weiß, wie es leidenschaftliche Spieler zu halten pflegen, und B....... stand dem tollsten derselben nicht nach, unter einer ruhigen und kalten Oberfläche des Charakters brannte die heftigste Spielwuth. Während B....... in seinen Geschäften die besonnenste Uebersicht an den Tag legte, raste er — ich weiß keine passendere Bezeichnung für sein Verfahren — in allen Lotterien umher: er glich einem Krater, dessen Eingeweide Feuerströme durchfluthen, während seine Außenseite einen so harmlosen und friedlichen Anblick gewährt, daß sorglose Hirten ihre Heerden an seinem Abhange weiden. Hunderte dieser Hirten wurden durch die Zahlungs-Unfähigkeit B.......'s unglücklich. Die öffentliche Meinung aber zerriß den Verbrecher in Stücke, und als seine Ausstellung am Schandpfahl erfolgte, mußte man außergewöhnliche polizeiliche Kräfte entwikeln, um seine Person gegen Gewaltthätigkeiten zu sichern.

B....... betrat nach diesem letzten Gange in die Gesellschaft sein Gefängniß mit einem tiefen Seufzer, der wie ein Gottlob! erklang; denn er war nun sicher gegen die Menschen. Ich erwartete ihn in seiner Zelle. Bei seinem Eintritt reichte er mir die Hand, er wollte mir für den geringen Trost danken, den ich ihm vor dem Urtheile zugesprochen hatte, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst, lautlos sank er auf einen hölzernen Stuhl nieder. Welch' eine Wohlthat war das Zuchthaus diesem Manne! Draußen lag die freie Luft so schwer auf seinem Herzen, hier zwischen dumpfen niedrigen Wänden athmete er leicht und getröstet.

Schon am nächsten Tage bat er um Arbeit, seine Hände seien nicht eingerichtet für das grobe Handwerk der Gefangenen, man möge ihn aber doch mit gerichtlichen Copialien beschäftigen, er könne vielleicht auch diesem oder jenem Advokaten als Amanuensis dienen. Jetzt war B....... so mild und weich, wie ihn Niemand in seinen glücklichen Verhältnissen gekannt hatte, er gestand es mir, erst das Gefängniß habe ihn auf sich zurückführen müssen, nun habe er sich wieder.

Die Arbeit, die man ihm zugestand, konnte der alte Mann übrigens nicht lange versehen, schon nach den ersten vierzehn Tagen seines Strafgefängnisses trat in seinem Wesen eine Abspannung hervor, die, wenn sie auch nur physisch war, doch den Geist behinderte. Er konnte nicht anhaltend arbeiten, und der Arzt erklärte, daß eine sitzende Beschäftigung ihm nicht zuträglich sei. Somit vermochte man ihn, sein Vorhaben aufzugeben, für die Armen zu arbeiten; denn diesen hatte er den Ertrag seiner Copialien bestimmt. Ich muß hier bemerken, daß es B....... unmöglich war, juristische Arbeiten auszuführen, er hatte einen solchen Abscheu gegen die Jurisprudenz bekommen, daß er ihr in keiner Beziehung mehr dienen mochte. Als ich ihn wegen dieser seltsamen Veränderung befragte, erklärte er mir, er könne nicht mehr kalt und besonnen mit dem Maßstabe der Wissenschaft das Glück oder Unglück der Menschen bemessen, es sei ihm ein Gräuel, da, wo sein Herz anders spreche, die Entscheidung dem Corpus juris zu entnehmen, dazu müsse man eben indifferent genug sein und jetzt sei er solches nicht mehr; er lebe

außerhalb des Staates und möge nicht Andere mit den Gesetzen desselben plagen, gegen deren Uebertretung die Jurisprudenz ihm so wenig Schutz verliehen habe.

Der nunmehrige Züchtling gelangte zu einer Anschauung der Dinge, die dem früheren Rechtsgelehrten, der sich der „Achtung" seiner Mitbürger erfreute, sehr fern gelegen hatte. Die Ideen, welche sich in der Gefängnißzelle seiner bemächtigten, waren so origineller Art, daß ich einige derselben, die er mir im Gespräch mittheilte, sofort zu Papier brachte. Ich schalte sie hier ein.

B......., ein Protestant von Geburt, war der Meinung, daß die Reformation den Menschen nur die Hölle gelassen, ihnen aber den Himmel genommen habe. Als ächter Katholik werde er jetzt die Verzeihung seiner Sünden genießen, als Protestant müsse er sich vielmehr allein auf den lieben Gott verlassen, der übrigens ohne alle sinnliche Vertretung sei. Als ich ihm bemerkte, er werde doch den Ablaß nicht etwa dahin rechnen, erwiederte er: „allerdings; nicht aber den Mißbrauch, den man mit ihm getrieben hat. Mit diesem Ab-

laß, der dem Unglücklichen aus der Hand der Kirche zu Theil wird, wird ihm die ganze gläubige Christenheit die Versöhnung schenken, aber die Verzeihung, welche mir der Protestantismus gewährt, ist eine isolirte, er verweiset mich, ohne irgend eine Vermittelung, an Gott, und die Menschen wenden sich theilnahmlos von mir. Die katholische Kirche ist eine große Gemeinschaft, die protestantische eine Zersplitterung, die, indem sie Einzelnen die Freiheit des Denkens gewährte, Allen die Freiheit des Lebens entzog. Der Verbrecher, welcher sich zum katholischen Glauben bekennt, wird jedenfalls die Tröstungen des ewigen Lebens schon hienieden empfinden, aber jener, welcher sich zu Luther bekennt, hört mit der Stunde von seinem Verbrechen in der That auf, hinieden zu leben. Der Protestantismus ist ohne Impuls für die Glücklichen, daß sie sich zu den Unglücklichen herablassen; der Protestant kann, wenn er will, verzeihen, der Katholik muß verzeihen; denn die katholiche Kirche gestattet dem Einzelnen keine freie Betrachtung und keine isolirte Ansicht, sie ist ein wahrhaft göttlicher Absolutismus."

„Aber was hat der Katholik von einer Verzeihung, die sich auf blinden Glauben, ohne Erkenntniß des Höheren und ohne Freiheit des Willens stützt?" bemerkte ich, ihm in die Rede fallend.

„Ist der Glaube nicht die höchste Erkenntniß?" — erwiederte B....... schnell — „wie sollen wir die Gnade des Himmels anders erkennen, als durch den Glauben? Die katholische Kirche steht unmittelbar unter Gott, und alle Segnungen, die sie uns bietet, sind unabhängig von den Menschen, der Protestantismus aber ist zunächst ein Theil des Staats, und der Protestant wird meistens über die Gesetze des Staats die Gesetze der Kirche vergessen. Vielleicht hätte ich als treuer, gläubiger Katholik meine unglücklichen Verhältnisse dem Priester anvertraut, dem protestantischen Geistlichen kann man sein Herz nicht so rücksichtslos erschließen, er ist nur Mensch und Bürger, der katholische Geistliche spricht im Namen Gottes und der Kirche, nicht die kleinste Willkühr ist ihm gestattet."

Wie seltsam klingen diese Worte in dem Munde eines sechszigjährigen Advocaten, aber sie überzeugten mich, daß der Mensch überall eines sinnlichen

Anhaltpunktes bedürfen wird, verweiset man ihn an den Himmel. In der That, war es ja auch nur Luthers Absicht, die Mißbräuche der katholischen Kirche auszurotten, aber sie waren mit der Grund-Idee der Kirche so fest verwachsen, daß diese nothwendigerweise unter der Operation leiden mußte. Es war ein Krebsschaden, bei dessen Heilung das Leben der Kirche auf dem Spiele stand. B....... meinte nun, der faule Theil des Katholicismus würde mit der Zeit von selbst abgefallen sein, während seine himmlische Grundlage Tausenden von Gläubigen als Vermittelung gedient haben würde.

Es war interessant für mich, zu erfahren, ob die Absicht, die B....... an den Tag legte, nur ein Ergebniß der Speculation, oder fromme Ueberzeugung sei. Einen gewöhnlichen Juristen, der sich zwei Drittheile seines Lebens mit dem Handwerke der Themis beschäftigt hat, konnte man kaum eine Speculation solcher Art zutrauen, aber das Gefängniß hatte ihn auf sich zurückgeführt, von der Gesellschaft getrennt, suchte er den Trost der Religion und diese Religion befriedigte ihn nicht, er

suchte nach dem bestimmtesten Ausdruck des Höchsten, nach einer sinnlichen Vermittelung mit dem Himmel und der Protestantismus verwies ihn an Gott, ohne ihm den breiten ebenen Pfad zu erschließen und jene Brücke, über welche der Katholik so bequem und gleichsam von Engeln geleitet, von dem Irdischen zum Ueberirdischen gelangt. Somit mochte er zu jenen Nachforschungen kommen. Auf ähnliche Weise mögen Zacharias Werner und unzählige Andere der katholischen Kirche zugeführt sein. Jedenfalls aber ist es auffallend, daß der nackte Protestantismus gerade der Intelligenz, geräth sie in Seelenleiden, keinen Trost gewährt und dagegen der Katholicismus aushelfen muß, während die Nicht-Intelligenz sich in solchen Fällen vollkommen bei dem Protestantismus beruhigt.

Auch über Staat und bürgerliche Gesellschaft vernahm ich von B....... interessante Aeußerungen. Der alte Advocat schloß sich sogar modernen Tendenzen an; er meinte, wenn man den Begriff der Familie bei dem Staate mehr festgehalten hätte, als den des Vertrags, es würde um Vieles besser stehen in der Welt. Die meisten Verbrechen lägen

an der Zerrissenheit der Gesellschaft und die Gesetzgeber wären eben meistens glückliche Menschen, die sich nicht zu Zuständen herablassen könnten, die ihnen in unerkennbarer Ferne gehalten wären. Ich selbst habe mich bereits über diese Ansicht der Dinge ausgesprochen und theile nur die Bemerkungen mit, die, wenn nicht neu, doch ungewöhnlich waren.

Eine Sicherheit gegen die Zerrissenheit der Gesellschaft erblickte ich absichtlich, B....... gegenüber, in der Religion. Er meinte nun — und zwar mit allem Ausdruck eines Menschen, der es im tiefsten Herzen fühlte, wie wenig er gerade auf eine solche Entschuldigung Anspruch machen konnte — die Religion werde sicherlich gegen die Leiden der Gesellschaft schützen und gegen die aus ihnen herrührenden Vergehungen, wenn sie in dem Sinne Gemeingut würde, daß Alle nach ihr handelten. Er betonte das Wort Alle mit einem tiefen, heißen Schmerze. „Ja, Alle" — fügte er nach einem Augenblick hinzu — „aber wie sollten die Reichen, die Industriellen, die Genußsüchtigen zu Religion kommen! Bei ihnen waltet der schrecklichste Indifferentismus gegen allen Glauben vor, sie haben

hinreichende Beschäftigung auf Erden, hinlängliche irdische Freuden, und die himmlischen Freuden erfahren sie noch früh genug. Wenn der Arme, der Unglückliche, der Leidende das sieht, wie soll er sich allein mit dem Himmel trösten!"

B......., der vielleicht in seinem ganzen Leben, nicht aus Hartherzigkeit, sondern nur aus Gleichgültigkeit, nicht über das Leid der Welt geweint haben mochte, denn er hatte keine Zeit dazu, B....... trocknete heiße Thränen aus seinen Augen. „Sehen Sie, fuhr er fort, die Religion ist nur für die Masse da, die Einzelnen wahren kaum den Schein, wenn sie zur Religion gelangen, so ist sie ihnen nur ein Strohhalm gegen das Ertrinken. Bürgerliche Grundsätze leiten uns allein, die Meisten unter uns sind rechtschaffen, weil es Mode ist."

Diese Mißverhältnisse leitete B....... einzig und allein aus dem Mangel einer inneren Organisation unserer Gesellschaft her, es löse sich Alles in äußere Verhältnisse auf, und da das Fleisch schwach sei und der Geist keinen Anhaltspunkt habe, so verliere er auch häufig noch den guten Willen. Der liebe Gott selbst habe eine sinnliche Welt schaffen

müssen und man halte nun den Armen nur den geistigen Trost vor und provocire nur auf die Religion, um sich das Elend vom Leibe zu halten. Während die Civilisation fortschreite und sich jeden Tag neue Entwickelungen herausstellen, nehme man nicht im Geringsten Bedacht darauf, nicht sowohl den Armen an die Hand zu gehen — nein! man gebe ihnen neben dem himmlischen Brode so viel irdisches, als man eben entbehren könne — sondern vielmehr von dem hohen Standpunkte herabzusteigen, auf welchen man durch tausend Zufälligkeiten gestellt worden sei. Mit einem Worte, man werde sich einige Aufopferung gefallen lassen müssen, um das Gleichgewicht der Gesellschaft wieder herbeizuführen; die ausdrücklichen und stillschweigenden Privilegien müßten wegfallen, die Bevorzugung von Zufälligkeiten der Geburt und des Geldes seien die hauptsächlichsten Verlockungen zur Sünde. Auch der Staat müsse billiger eingerichtet werden, der Staatshaushalt erfordere ungeheuere Summen, die besser zur Cultur und zum Positiven angewendet würden. In der Einsamkeit des Gefängnisses beschäftigte sich Herr B....... mit Staatsverbesserungen.

Man muß aus der Gesellschaft ausgestoßen sein, um vorurtheilsfreie Betrachtungen über sie anzustellen.

So interessant es für mich auch gewesen wäre, den Verbrecher über seinen Fehltritt gegen die Gesellschaft auszuholen, so wenig gelang es mir, Herr B....... vermied hierüber jede Erklärung, doch schob er sein Leben im Allgemeinen auf seine Erziehung und die Grundsätze, die die sogenannten bürgerlichen Verhältnisse bewegten. Die Schein-Ehre war auch ihm wohl das Hauptmotiv seiner Handlungsweise gewesen.

Während er alle übrigen Verwandten von sich wieß, ließ er seine Kinder oft und gern zu sich. In solchen Augenblicken sprach er — ich möchte sagen, mit Weihe — über die Gefahren der Gesellschaft und wie man sich eigentlich im Herzen ganz von ihr lossagen müsse, um gegen ihre verderblichen und falschen Einflüsse sicher zu sein. Hier beruhe Alles auf Trug und Unverstand und die öffentliche Meinung sei der unzuverlässigste und despotischste Richter. Man thue wohl, sich mit dem reinen, unversetzten Christenthum in die Einsamkeit des Herzens zu flüchten und wenigstens die passive

Seite des Christenthums festzuhalten, da die active von den Verhältnissen beengt sei. Wer sich inmitten der Gesellschaft versetze und hier einen Höhepunkt einnehmen wolle, der werde ihren schiefen Ansichten nur zu bald erliegen, und vom Fehltritt bis zum Verbrechen sei nur ein Schritt, dem höchstens Zufälligkeiten in dem Weg ständen.

So ungern Herr L....., mein Mentor und mein Onkel, die Beide, nach wie vor, innigen Antheil an meiner juristischen Carrière nahmen, auch die Besuche bei dem Verbrecher sahen, der ihnen eine solche Theilnahme, die nicht im Geringsten in juristischen Beziehungen stand, nicht zu verdienen schien, so fühlte ich dennoch einen unwiderstehlichen Drang in mir, dieselben fortzusetzen. Die Reue und die stille Sühnung seines Lebens, welche bei B....... hervortraten, hatten einen zu versöhnenden Eindruck zur Folge, dem ich mich weder entziehen konnte noch wollte. Wie viel milder würde die Gesellschaft über so manchen von ihr Ausgestoßenen urtheilen, fände sie Gelegenheit, die Grenze des Gefängnisses zu überschreiten, oder nähme sie sich

die Mühe, sich um den Menschen zu kümmern, wie früher um den Bürger.

Ich sagte, die Gnade Gottes habe die zwanzigjährige Zuchthausstrafe des Delinquenten B....... in ein dreimonatliches Gefängniß umgewandelt. Er starb in den Armen seiner Kinder, vielleicht die einzigen Menschen, die ihm von Grunde des Herzens verziehen haben mochten.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Gesandte macht meinem Onkel und Doctor L..... Eröffnungen. — Mein Onkel willigt in meine Verehelichung mit Luise. — Der Gesandte stirbt plötzlich. — Traurige Folgen dieses Todesfalls.

In derselben Zeit, als jener Vorfall sich ereignete, hatte ich einen Brief von dem Gesandten erhalten, er forderte mich auf, wenn ich bei meinem Vorsatze, seine Tochter zu ehelichen, beharre, ihn jetzt zu realisiren. Zugleich hatte mich Hr. v. F......... befragt, an wen er sich wenden solle, um meine Familie, d. h. Mutter und Onkel, von seinem Verhältniß zu Luisen in Kenntniß zu setzen und derselben eine Perspective, in Betreff meiner, die sich an jene Verheirathung knüpfe, zu eröffnen. Ich hatte ihm zu diesem Ende den Doctor L..... angewiesen, indem ich überzeugt war, derselbe werde, die Angelegenheit möge ausfallen, wie sie wolle,

die juristische Verschwiegenheit respectiren. In der That konnte ich mich in dieser Hinsicht auf ihn verlassen.

Demnach schrieb Herr von F......... an den Doctor L....., und zwar wohlbedächtig, wie in Geschäften, zuerst einen Brief, in welchem er seine Unterstützung wegen einer Rechtsangelegenheit in Anspruch nahm, und dann, als ihm dieser zugesagt worden war, einen zweiten, rücksichtlich der Hauptsache.

Doctor L..... kam athemlos zu meinem Onkel gerannt. Er betrachtete diese Angelegenheit ganz und gar von einem juristischen Gesichtspunkte aus. Gegen die Heirath hatte er gar Nichts einzuwenden, er war der Meinung, sie könnte mich noch zu einem Minister-Portefeuille führen; aber vor allen Dingen müsse ich mir eine Zukunft von dem Gesandten stipuliren lassen, sonst werde mich derselbe nur als Mittel zum Zweck benutzen, um ein außereheliches Kind, das ihn in seinen Verhältnissen nur geniren könne, unter die Haube zu bringen. Um diesen Preis wußte Doctor L..... selbst meinem Onkel seine Gründe oder sein Vorurtheil gegen eine Schau-

spielerin zu benehmen. Eine Schauspielerin, die einen Gesandten zum Vater habe, der sich ihrer mit so viel Liebe annehme, könne nicht unter den gewöhnlichen Gesichtspunkt der Histrionen gebracht werden, mit einem Worte, man solle diese Angelegenheit nicht leichthin von der Hand weisen. Meine Mutter hatte kaum etwas einzuwenden, aber mein Onkel fand ein zweites Hinderniß in der unehelichen Geburt. Diese war nun freilich nicht zu beseitigen, weder durch nachfolgende Ehe, noch durch eine einfache Anerkennung des Vaters, oder durch ein Rescript des Landesherrn, denn der Gesandte hatte sich, in Betreff dieses Punktes, unverholen ausgesprochen, sein Verhältniß zu Luisen müsse durchaus ein Geheimniß bleiben. Aber Doctor L..... meinte, auch in Betreff dieses Punktes, unehelich, oder ehelich sei in solchen Fällen von geringer Bedeutung, Luise sei auf den Namen des Schauspielers E......... getauft worden, vor der Welt sei sie also ein eheliches Kind, der Gesandte aber sei vermögend und von Einfluß, es könne nicht fehlen, daß er mir eine Carrière eröffnen werde; an seine Liebe an die außereheliche Tochter müsse man auch glauben,

um so mehr, da die Fama behaupte, seine ehelichen Kinder seien eben nur außereheliche seiner Frau. Man könne also allerdings schon auf diesen Umstand meine Zukunft bauen, aber Lebens und Sterbens halber müsse man sich doch außerdem zu sichern suchen; der Gesandte müsse sich schriftlich zu einer Mitgift verstehen und außerdem sich verpflichten, mir eine Anstellung in Diensten seines Fürsten zu verschaffen.

Natürlich fand sich Herr von F......... sofort zu dem Versprechen einer nach eingegangener Ehe sofort auszuzahlenden Mitgift bewogen, allein was die Anstellung in Diensten jener Regierung, der er verpflichtet war, betraf, so bemerkte Herr von F........., dieselbe werde nicht unbedingt von ihm abhängen, er wolle sich für mich auf das kräftigste verwenden. Doctor L..... meinte zwar, der Gesandte könne in seiner Stellung eine Zukunft für mich in B........Staatsdiensten leicht herbeiführen, aber Herr von F........., ein Mann von strenger Rechtlichkeit und unbescholtener Diensttreue, war in diesem Punkte unerbittlich: er erklärte kurz und gut, sein väterliches Glück nie auf Kosten des Staats

erkaufen zu wollen, es läge wohl am Tage, daß er auf geradem, offenen Wege jede meiner Bewerbungen, mit welchen ja auch die Zukunft seines geliebten Kindes zusammenhinge, unterstützen werde.

Demnach fügte man sich in die Grundsätze des Gesandten, und ich reiste vergnügt und voll Hoffnung gen Weimar, um meine Luise heimzuführen. Die Befürchtungen, die ich, in Betreff der Einwilligung meines Onkels, gehegt hatte, waren, unter den stattfindenden Verhältnissen, sämmtlich ohne Grund gewesen. Er, der nur durch die Außenseite des Lebens bestimmt wurde, fand sich ganz und gar in die neue Schwiegertochter.

Luise durfte natürlich von ihrem Verhältniß zum Gesandten Nichts erfahren, Herr von F......... wollte sie nicht in eine Aufklärung einführen, die das harmlose Mädchen nur in eine drückende Lage versetzt haben würde; was konnte es ihr nützen, von einem Vater zu wissen, den sie nicht Vater nennen durfte? Die glückliche Auflösung des Räthsels ihrer Existenz mußte einer späteren Zeit vorbehalten werden.

Wir wurden in Weimar, ohne kirchliches Aufgebot, getraut, Luise nach vorhergängiger Bescheinigung, daß ihre Mutter verstorben und daß keiner anderen Person das Recht der Einwilligung, in Betreff ihrer zustehe, auch nach abgelegtem Eide, daß sie weder anderweitig ehelich verlobt, oder verbunden sei, ich, unter Beibringung der Einwilligung meiner Mutter, nach Ableistung eines gleichen Eides. Herr von F......... hatte diese Trauung brevi manu, durch Vermittelung möglich gemacht.

Im Begriff, in die Heimath abzureisen, erhielt ich von dem Doctor L..... die traurige Nachricht, der Gesandte sei, vom Schlage getroffen, plötzlich gestorben, ich solle die Trauung verschieben. Der Brief wäre, selbst im Falle, daß die Grundsätze des Doctors L..... die meinigen gewesen wären, zu spät gekommen. Ich reiste demnach mit meiner Frau, in Eile, nach A....... ab.

Natürlich war es nicht Zeit zu Vorwürfen, mein Onkel mußte sich in das Unvermeidliche fügen, aber der Empfang der Nichte von seiner Seite war, unter den stattfindenden Verhältnissen, mehr, als kühl. Wäre meine Mutter nicht gewesen, Luise

hätte sich in einer Umgebung sehr unheimlich fühlen müssen, deren Motive ihr so fern lagen. Wenn sie es je erfahren würde, daß sie der Gegenstand einer Speculation gewesen — dieser Gedanke quälte mich sehr. Und doch, mußte ich nicht auf das Schlimmste gefaßt sein, da mein Onkel und Doctor L..... sich nie bei einem Ausgang beruhigen würden, der so wenig in Einklang mit ihren Hoffnungen stand. Ich muß hier bemerken, daß die Auszahlung einer Mitgift von 30000 Gulden, wie sie stipulirt worden war, bis jetzt nicht stattgefunden hatte, und wie sollte man zu dem Gelde gelangen, wenn sich der Gesandte nicht etwa in einer letztwilligen Verfügung über diesen Gegenstand ausgesprochen hatte. Zudem würde auch selbst in diesem Falle nicht mit Gewißheit auf eine Erbschaftsquote zu rechnen gewesen sein, die von den rechtmäßigen Erben hätte angefochten werden können.

Ich befand mich, in der That, in einer entsetzlichen Lage; denn der Mangel an Zartgefühl war bei meinem Onkel so groß, daß ich das Aeußerste befürchten mußte. Er drang schon in mich, Luisen Aufklärungen zu geben und dieselbe vorerst in die

Thatsachen einzuweihen, um sie dann zu einer Intervention zu vermögen. Die Hast meines Onkels in dieser Angelegenheit, an die er nun mehr, oder weniger meine Zukunft geknüpft sah, kannte keine Grenzen und wäre nicht Doctor L..... gewesen, der mit dem bedenklichsten Gesichte die Versicherung ertheilt hätte, daß alle diese Schritte zu keinem Resultate führen würden, so hätte der Zertrümmerung unseres häuslichen Glücks bereits nichts entgegengestanden; denn mit Luisens Grundsätzen über die Stellung des Weibes in der Gesellschaft und über den Beruf desselben, im Verhältniß zum Manne, mußte es unverträglich sein, sich von meinen nächsten Anverwandten als ein Hinderniß meiner Zukunft betrachtet zu wissen.

Ein Testament des Herrn von F......... fand sich nicht vor, der Tod hatte ihn übereilt. Einige Hoffnung konnte man vielleicht noch aus mündlichen Anvertrauungen schöpfen, die er diesem, oder jenem Freund gemacht haben mochte. Wie gesagt, was mich betraf, so lagen mir Hoffnungen, wie Befürchtungen, in Betreff günstiger Aufklärungen über das Versprechen des Verstorbenen fern, ich konnte

zur Noth von meinem Einkommen existiren und mein Onkel konnte mir überdieß die Heirath nicht in das Debit seiner Liebe eintragen. Daß ich auch wahrhaft glücklich lebte, mag man mir auf's Wort glauben. Nichtsdestoweniger hielt ich es für meine Pflicht, meine Frau über ihren Vater aufzuklären, wie man leicht denken kann, mit Hinweglassung aller Nebenbeziehungen, die mein Onkel und Doctor L..... in diese Aufklärung eingemischt haben wollten. Freilich wußten Beide nicht, zu welchem Ende solche Einmischungen führen könnten, Luise hätte die stipulirte Summe doch nicht herbeischaffen können, aber ich würde dem Doctor L..... vielleicht einen Gefallen erzeugt haben, wenn ich durch eine Mittheilung, die meine Frau kränken mußte, dieselbe zum Vorschlag einer Scheidung bewogen hätte. Er hatte bereits, wenn auch nur obenhin, eine solche Scheidung für nicht unrathsam erklärt, indem er bemerkte, ein Mann von Charakter und festem Willen, der an sein Leben andere Resultate knüpfen wolle, als ein sogenanntes häusliches Glück, das doch nur dann Bestand haben werde, wenn keine groben Sorgen sich in das Haus einschleichen

könnten, müsse sich nicht durch kleine Motive leiten lassen. Die Liebe sei eben nur ein Egoist, den man bekämpfen und besiegen müsse, gelte es höheren Zwecken.

Ich theile hier nicht jene Unterredungen mit, die ich, in Folge des Ereignisses, mit ihm hatte. Doctor L..... wird den Lesern bekannt genug sein, als daß sie sich nicht mit leichter Mühe eine Vorstellung von seinen Ansichten auch in dieser Sache würden machen können. Mein Onkel übrigens, der den Unterredungen assistirte, ging in seiner großartigen Denkweise sogar einmal so weit, zu behaupten, daß ich mir Napoleon zum Muster nehmen solle. Ich mußte, in der That, laut auflachen. Aber dennoch konnte ich nicht umhin, ihn um nähere Aufklärungen rücksichtlich dieser Meinung zu ersuchen. Mein Onkel entgegnete mir stolz und mit aller Einfalt, die man bei einem Epicier in einem Romane Paul de Kocks vortrefflich finden würde:

„Nun, Napoleon ließ sich von Josephinen scheiden, um die Hand einer Kaisertochter zu erhalten.“

Selbst Doctor L..... verzog bei diesen Worten das Gesicht zu einem Lächeln. Ich aber nahm mir die Freiheit zu erwiedern:

„Wenn Sie mir nur die Hand einer Kaiser-tochter verschaffen könnten!“ Aber jetzt war ich natürlich über die etwas gemeine Denkweise der beiden Herren im Reinen. Mein Onkel meinte, nur die Verhältnisse seien ungleich.

„Allerdings sehr ungleich“ — bemerkte ich — „Sie sind vielleicht der Meinung, daß wir großen Charakteren durch schlechte Handlungen nachahmen können. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie mit mir nicht weiter über diese Angelegenheit sprechen dürfen.“ Mit diesen Worten brach ich die letzte Unterredung ab und beschloß nunmehr, Luise sofort von der Hauptsache in Kenntniß zu setzen. Indeß aufgeregt, wie ich war, ersah ich dazu den folgenden Tag.

Meine Mutter, der ich das Vorgefallene mit-theilte, weinte heiße Thränen. Sie erkannte mein gutes Recht, sie liebte ihre Schwiegertochter von ganzem Herzen. Aber sie war ein schwaches Weib, sie glaubte wenigstens einen guten Theil meiner

Zukunft noch immer von meinem Onkel abhängig, sie bat mich inständigst, wenigstens nicht ganz mit ihm zu brechen. Und gewiß, meine Aussichten waren sehr beschränkt, vermehrte sich mein Haushalt, welche Garantie konnte ich bei einem mäßigen und zufälligen Auskommen meiner Familie bieten. Man weiß, wie Mütter in solchen Fällen urtheilen, sie denken an das Kleinste und ihre Sorgen verlieren sich so gut in die Details der Zukunft, wie in die der Gegenwart. Freilich beseitigte ich alle mütterlichen Zweifel durch die Hinweisung auf das Sachverhältniß, wie es vorlag, das mein Onkel mit seiner Denkweise nur verschlimmern, aber nicht bessern könne. Natürlich mußte sie mir hierin Recht geben, aber mit aller Eindringlichkeit, die ihr zu Gebote stand, widersetzte sie sich meinem Vorhaben, dem Onkel zu erklären, er solle sich durchaus nicht im geringsten in meine häuslichen Angelegenheiten einmischen und Schritte versuchen, die den Frieden meines Hauses stören würden, wolle er sich nicht einer gerichtlichen Klage von meiner Seite aussetzen. Auf dem Wege der Güte werde ich eben so weit kommen, am Ende werde sich mein Onkel, sehe e

r

meine Beharrlichkeit, doch in das Unvermeidliche fügen und keinen Eclat veranlassen.

Ich stand demnach von meinem Vorhaben ab und suchte in den Armen meiner Luise wenigstens einen augenblicklichen Schutz gegen die trostlosen Verfolgungen meines Onkels. Sie hatte die trüben Wolken, die sich gleich nach der Heirath um meine Stirn gelagert hatten — so sehr ich mich auch bemühte, zu heiterem Aussehen zu gelangen und wenigstens die Flitterwochen sonnig und klar zu erhalten — bereits wahrgenommen. Als ich heute zu ihr trat und sie mit Inbrunst an mein Herz drückte, ohne die Thränen verbergen zu können, die sich bei dieser Umarmung aus meinen Augen stahlen, fragte sie mich mit einem durchdringenden Blick ihres großen blauen Auges und mit allem jenen Schmelz des Tons, der schon in der Kunst so sehr zum Herzen sprach: „Was ist dir, Lieber, du verbirgst mir vergebens jenen Unmuth, der sich gleich nach unserer Ankunft deines ganzen Wesens bemächtigt hat?"

„„Ach! mir ist sehr wohl in deinen Armen, an deinem treuen Herzen.""

Luise konnte in der Seele nur zu gut lesen. „Gewiß, an deiner Liebe zweifle ich nicht, ich glaube an sie, wie an Gott, aber du leidest meinetwegen.“ Ich schwieg. „Nicht wahr, du leidest meinetwegen?“ sprach sie mit erhöheter Stimme und mit einem Blicke, der sich bemühete, in meine tiefste Seele zu dringen.

Ich konnte nicht länger an mich halten. „„Dein Vater““ — „Was ist mit meinem Vater, ich kannte ihn nicht“ — fiel mir mein Weib in die Rede.

„„Hättest du ihn gekannt, wären nicht die unglückseligen Verhältnisse zwischen Vater- und Kindesliebe getreten, gewiß! es stände anders um dich.““

„Mein Vater war ein armer Schauspieler.“ Luise lächelte bei diesen Worten komisch. „Wie mir meine Mutter sagte, ist er nie über die dummen Jungen hinausgekommen.“ Es mochte ihr auch seltsam vorkommen, daß ich mit so feierlichem Ernste über einen Mann sprach, der den Peter in „Menschenhaß und Reue“ so vortrefflich gespielt hatte. Ich mußte selbst lächeln. „„Der war dein Vater nicht.““ Mein Weib schmollte, ich solle unzeitigen Scherz lassen. Nun faßte ich mir ein Herz und erzählte ihr den Ursprung ihres Daseins, ihres

Vaters Liebe, seine Absichten und sein plötzliches Ende. Nur sein eheliches Verhältniß verschwieg ich ihr.

Während meinen Worten war Luise, die mit der heftigsten Spannung an der Erzählung hing, von Minute zu Minute nachdenkender geworden. Als ich geendet, standen ihr die Thränen in den Augen. „So lösen sich die Verhältnisse des Lebens,“ sprach sie mit auf die Erde geheftetem Blick. Sie hatte keine Ahnung von ihrem Vater, nie hatte sie ihn gesehen, sie erinnerte sich nicht, überhaupt nur irgend einen Menschen gesehen zu haben, der ihm gleichen mochte.

„Und er liebte mich?“ sprach sie und ihre Augen suchten Gewißheit in den meinen. Trotz meiner Erzählung, die alle Details der Liebe ihres Vaters zu seinem Kinde sorgfältig hervorgehoben hatte, zweifelte Luise doch. „Ach!“ — sprach sie, nachdem ich ihr noch einmal die feste Versicherung der Vaterliebe ertheilt hatte — „ich bin ein entsetzlicher Egoist, mein einziger Trost ist der, daß ein liebendes Vaterherz für mich geschlagen hat, konnten mich auch die Arme eines Vaters nicht an

dies liebende Herz drücken. Um die eine Hälfte meines Lebens bin ich durch die Verhältnisse betrogen worden, ich möchte nicht, daß die zweite Hälfte durch Zweifel getrübt würde; ja, ich will mich ganz und gar in die Erinnerungen der Kindesliebe versenken und die Zeit einer Jugend, die spurlos und unter Entbehrung des schönsten Glückes vorüberging, an der Zeit des Weibes und der zweiten Liebe im Leben wieder entzünden."

Ich machte ihr den Vorschlag, im Frühjahr das Grab des Vaters zu besuchen. Luise wies dieses Anerbieten zurück, sie gehörte jenen starken Naturen an, die von einer nervösen Sentimentalität keinen Trost erhalten. Wenn sie ruhiger sei, wolle sie zum Grabe des Vaters ziehen, wann sie ruhiger sein werde, darüber könne sie freilich jetzt nicht entscheiden; aber dem Grabe des Vaters dürfe sie nur mit Fassung und versöhnt mit den Verhältnissen nahen.

Luise versprach mir, sich zu zerstreuen. Am nächsten Abend aber richtete sie die Frage an mich: „War mein Vater je verehelicht?" Jetzt harrte

meiner eine bei weitem bitterere Entwickelung. Was sollte ich ihr vorenthalten, aber was mußte ich auch nicht von der Wahrheit fürchten. Ich zog die letztere also freilich unbedingt vor, milderte das Herbe derselben jedoch insofern, als ich manche, für die Hauptsache unerhebliche Dinge wegließ, und vor Allem die kalte Stellung des Verstorbenen zu seiner Gemahlin nicht beschrieb. Ich hatte indeß hierin sehr Unrecht; denn Luise fragte mich ängstlich weiter: „Und liebte er seine Gattin?" Wie seltsam ist das Weib, sie fand einen Trost in dem Gegentheil. Hatte ich früher das Geheimniß des Vaters, in Betreff seines unehelichen Kindes, auf seine Stellung im Staate geschoben, so mochten die Beweggründe des Verstorbenen der Tochter, die die Liebe über äußere Verhältnisse erhaben glaubte, nicht einleuchten, jetzt aber, da ich die Nothwendigkeit jenes Geheimnisses durch die ehelichen Bande darthat, jetzt, da ich darthat, daß Herr von F......... ein Leben voll Entbehrung und Leides gelebt, jetzt, da ich Luisen versicherte, daß des Vaters Liebe ihr allein gegolten habe und nicht jenen ehelichen Kindern, die im Verhältniß zu ihm, unbezweifelten

Gerüchten zu Folge, uneheliche Kinder gewesen seien, jetzt erst fühlte sich mein Weib wahrhaft getröstet.

Meine Mutter trat in diese Entwickelung ein, sie schloß die Tochter mit aller mütterlichen Zärtlichkeit an ihr Herz, sie versprach ihr, nach Kräften die Zeit zu ersetzen, um die sie durch die Zufälligkeiten des Lebens gekommen sei. Eine Schwärmerin, wie Luise war, mußte sie sich im Nu eine Perspective erschließen, die die schönsten Hoffnungen sehen ließ. Solche Augenblicke, Augenblicke, die einer heißen, allmächtigen Liebe, die, dem Untergange nahe, ein neues Leben findet und den Himmel des Vertrauens, wo noch vor Kurzem tödtliche Zweifel obwalteten, solche Augenblicke lassen sich nicht gut niederschreiben. Ich verlege deshalb diesen Auftritt hinter die Scene.

Mein Onkel erhielt durch meine Mutter von der Aufklärung, die seiner Nichte durch mich zu Theil geworden war, Kunde. Er versuchte nun von Neuem mich zu Schritten zu vermögen, um ein Resultat in pecuniärer Hinsicht herbeizuführen. Auf die Scheidung rechnete er nicht mehr, aber Doctor L..... hatte als mögliches Mittel zum Zwecke,

ein Gesuch Luisens an die Gemahlin des Verstorbenen für rathsam erachtet, man werde sich, um Eclat zu vermeiden, wenigstens zu einer Abfindung Luisens entschließen, ich sollte mein Weib zu einem solchen Gesuche vermögen.

Man wird leicht einsehen, daß sich Luise nie zu einem solchen Schritte veranlaßt finden konnte, hätte ich ihr auch die Indelicatesse und die rohen Beweggründe meines Onkels verschwiegen. Ich weigerte mich also standhaft, deshalb irgend einen Versuch bei jener zu wagen. Somit wurde, in der That, Doctor L..... ohne mein Wissen, zu diesem Versuche committirt; mein Onkel mochte glauben, ich würde mich nicht zu einer Verwirklichung meiner Drohung, gerichtlich gegen ihn einzuschreiten, verstehen. Und dann, bei seiner Denkweise, mußte ihm auch ein solcher Schritt sehr gleichgültig sein. Ueber die öffentliche Meinung setzte er sich in solchen Fällen leicht hinweg, dieselbe war überdieß in dieser Angelegenheit gewiß sehr zweifelhaft, am Ende würde die Majorität meiner guten Vaterstadt den Grundsatz meines Onkels, der der Meinung war, man müsse einem jungen Menschen, der die Wirk-

lichkeit ganz hintenan setze, mit Gewalt vom Ruine abhalten, oder doch wenigstens versuchen, seine Lage erträglich einzurichten.

Doctor L..... übrigens, der nach Allem, was er über meine Gattin vernommen hatte, einer persönlichen Intervention keinen Erfolg zuschreiben mochte, wandte sich deshalb schriftlich an Luise. Als ich aus dem Gerichte nach Hause kam, übergab mir dieselbe mit dem Ausdruck höchsten Schmerzes seinen Brief. Ich theile ihn hier mit:

„Werthgeschätzte Frau!"

„Das Leben ist eine Realität und die bürgerlichen Verhältnisse werden von einer guten Gattin gewiß vor allen Dingen berücksichtigt werden. Von der Liebe kann man weder einen Hausstand halten, noch eine Stellung in der Gesellschaft durch sie erlangen."

„Demnach wende ich mich, im Auftrage des Onkels Ihres Gatten, der, obschon er ein tüchtiger Jurist, doch zu sehr in Arcadien lebt, an Sie. Sie werden gewiß von Ihrem Gatten die nöthigen Aufschlüsse über das Verhältniß des verstorbenen Freiherrn von F......... erhalten haben; erlauben

Sie mir nun, daß ich Ihnen dasjenige mittheile, was Ihr Gatte Ihnen aus unzeitigem Zartgefühle wahrscheinlich verschwiegen hat, eine Verschwiegenheit, derentwegen Sie vielleicht später, wenn Sie das Glück haben sollten, Mutter zu werden und eine Vermehrung Ihrer Familie zu erhalten, bitter mit ihm rechten möchten."

„Ich gebe Ihnen vor allen Dingen zu bedenken, daß die Vermögensverhältnisse Ihres Gatten nicht der Art sind, daß sie Ihnen eine sichere Zukunft bieten. So sehr nun auch der vermögende Onkel desselben geneigt sein wird, seinen Neffen nach Kräften zu soulagiren, so möchte derselbe dennoch Nichts versäumen, Ihnen und Ihren etwaigen Kindern eine Quelle zu erschließen, die Sie in eine selbstständige und unabhängige Position versetzen könnte. Ich muß hier frei und offen sprechen und Ihnen, geehrte Frau, vor allen Dingen eröffnen, daß der Onkel Ihres Gatten, und wahrscheinlich auch dessen Mutter, nicht ihre Einwilligung zu der nunmehr geschlossenen Ehe gegeben haben würden, hätte Ihr verstorbener Herr Vater sich, in Betreff Ihrer Mitgift und der Zukunft seines

Sohnes, nicht zu einer Stipulation bewogen gefunden, die dem Gatten seiner Tochter eine Summe von 30,000 Gulden rheinisch zusichert. Die Auszahlung derselben sollte sofort, nach eingegangener Ehe stattfinden, aber der plötzliche Tod Ihres Herrn Vaters verhinderte eben diese Auszahlung, sie nahm Ihrem Gatten auch die Aussicht auf eine künftige Anstellung in Diensten des Staates, dem Ihr Herr Vater verpflichtet war.

„So wenig sich nun auch auf gerichtlichem Wege eine günstige Entscheidung dieser Angelegenheit erwarten läßt, da Ihr Herr Vater überall in Betreff eines unehelichen Kindes zu keiner weiteren Versorgung verpflichtet war, als zu der Alimentation desselben bis zur Pubertät, und folglich eben so wenig dessen Erben, so ließe sich dennoch vielleicht ein erträglicher Erfolg in dieser Angelegenheit erwarten, könnten Sie, verehrte Frau, sich entschließen, sich direct an die Frau von F......... zu wenden. Diese Dame, obschon nicht von unbescholtenen Sitten, ist ziemlich prude und affectirt eine Reinheit, die Ihrem Herrn Vater das Leben sehr sauer gemacht hat. Sie würde, ehe sie sich

dem Affront aussetzte, der ihr und ihren Kindern durch eine uneheliche Tochter ihres verstorbenen Gemahls erwachsen könnte, sich lieber zu dem Aeußersten verstehen. In sofern halten also der Onkel Ihres Gatten und der Unterzeichnete es für sehr fördersam, wenn Sie auf dem Wege einer listigen, aber höchst billigen Demonstration das zu erlangen suchen, was Sie auf dem Wege Rechtens nie erlangen werden. Sie, verehrte Frau, obwohl nicht im ehelichen Bette erzeugt, besitzen die Liebe Ihres verstorbenen Herrn Vaters allein, sollten Sie es für billig finden, daß andere, denen seine Liebe nicht zu Theil wurde, sein Geld erlangen, was jedenfalls im bürgerlichen Leben schwerer wiegt, als Liebe, die nur zu häufig außer Cours gesetzt wird.

„Indem ich Sie nun, verehrte Frau, mit allen Details bekannt gemacht habe, die Ihrer Trauung vorangingen und indem ich Ihnen hier nochmals erkläre, daß diese Trauung nur in Erwartung der Verwirklichung jener Hoffnungen, die man rücksichtlich Ihres Gatten auf Herrn von F......... stützte, den erforderlichen Consens erhielt, ersuche ich Sie,

meine Bitte in Erwägung zu ziehen und mir Ihren Entschluß baldigst mitzutheilen. Ich bin des festen Glaubens, daß wir, ziehen Sie mich in dieser Angelegenheit zu Rathe, durch geschickte Operationen baldigst zum Ziele gelangen werden. Im Uebrigen bitte ich Sie, diese meine Zuschrift nur als einen Beweis meiner Theilnahme für Sie zu betrachten. Ihr Gatte lebt leider noch zu sehr in der Jugend und dem Augenblick, als daß er daran denken könnte, sich eine solide Zukunft zu gründen und die Feststellung im bürgerlichen Leben herbeizuführen. Deshalb hält es sein Onkel für seine Pflicht, sich direct an Sie zu wenden, und zwar, da die Mission einer delicaten Behandlung bedarf, durch meine Vermittelung. Noch einmal, ziehen Sie meine Vorschläge in Erwägung, und wenn Sie selbstständig und klug verfahren wollen, so theilen Sie Ihrem Gatten erst dann etwas von diesem Schreiben mit, wenn unsere Operationen begonnen haben.

Genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung von

Ihrem ergebensten Diener

Dr. L....."

Ein vortreffliches Stück Humanität, man hatte Luise für ein schwaches Weib gehalten und mein Onkel, der mit Gewalt mein Glück machen wollte, war natürlich der Meinung, daß sie seine Ansichten theilen würde.

Wenn man mich aber fragen würde, woher diese zudringliche Fürsorge meines Onkels für mich rühre? so kann ich ihm nur antworten, in der bürgerlichen Beschränktheit desselben. Er war ein Mann, der alle Lebensmoral auf eine gute bürgerliche Einrichtung und darauf gründete: was die Leute dazu sagen würden? Somit knüpfte er die Motive seines Handels und Wandels an diese schwankenden und zufälligen Verhältnisse und sein Wahlspruch: „Thue recht und scheue Niemand" wollte eben nichts Anderes sagen, als bekümmere dich um keinen Menschen, wenn du nur deine Schulden bezahlst, deine Güter auf erlaubtem, d. h. nicht staatswidrigen, Wege vermehrst und im Uebrigen Gott einen guten Mann sein lässest, auch für deine Nächsten — und diese Nächsten sind vorzugsweise deine Verwandten — so gut sorgst, als es dir eben möglich ist, d. h. zuerst mit Rath und im äußersten

Falle, wenn sie dir in Allem gefolgt sind, auch mit der That. Alle anderen Lebensansichten schlug mein Onkel mit den drei Worten: „Das hilft Einem nicht durch's Leben;“ und in der That, er schöpfte seine Weisheit nicht von einem Höhepunkte des Lebens, sondern mitten aus dem Marktgewühl, in welchem er sich umhertrieb; deshalb aber eben konnte er sie in diesem Marktgewühl auch als courante Münze gebrauchen, was unter anderen Verhältnissen und bei höheren Rücksichten gewiß nicht der Fall gewesen wäre; denn Philosophen im wahren Sinne des Worts wissen nur mit der Menschheit umzugehen, nicht aber mit den Menschen.

Wie gesagt, Luise war äußerst niedergebeugt, als sie mir den nichtswürdigen Brief des Doctors übergab. Vorwürfe hatte sie natürlich nicht für mich, um so weniger, als ich ihr den wahren Vorgang der Sache erzählte und zugleich die Versicherung ertheilte, daß ich wohl die Motive, die meinen Onkel geleitet hätten, als er seine Einwilligung gegeben habe, gekannt, daß ich aber nie geargwöhnt hätte, er werde dieselben auf eine so unverschämte Weise wieder hervorsuchen, wenn etwa zufällige

Hindernisse seinen Hoffnungen entgegentreten würden. Im Uebrigen aber war mein Weib sehr gefaßt, Luise erklärte mir, sie selbst wolle den Brief des Doctor L..... beantworten, und nach einigen Minuten ließ sie mich Folgendes lesen:

Geehrter Herr Doctor!

„Welche auch die Motive gewesen sein mögen, die den Onkel meines Gatten bewogen haben, unsere Verehelichung zu beschleunigen, so bin ich doch überzeugt, daß es nicht in seinem Belieben steht, mich als Mittel zum Zwecke zu betrachten und meine Liebe zu seinem Gatten als eine Speculation. Hat er es gethan, so mag er sich damit trösten, daß selbst dem besten Kaufmann Unternehmungen mißlingen und meine Heirath unter dieselben einregistriren. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Was aber vorzugsweise mich betrifft, so ehr' ich den Willen meines geliebten Vaters auch in der Hinsicht, daß ich ein Geheimniß, welches er der Welt sorgfältig zu entziehen suchte, in dem Grade nach seinem Tode bewahre, wie er es in seinem Leben gethan hat. Nie werde ich meine Zukunft

auf Kosten der Vergangenheit meines Vaters zu gründen suchen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihre ergebenste Dienerin
Luise C........"

Das Schreiben wurde sofort abgesendet. Luise aber sprach zu mir: „Mein Guter, alles Leben liegt in der Entbehrung, die Welt wird nur dann glücklich werden, je weniger Bedürfnisse ihre Bewohner haben."

„„Aber deine Ansichten von der Freiheit des Weibes?""

„Bleiben dieselben, aber ich glaube auch ohne sie ein glückliches Leben leben zu können, wenn ich mich mit der von Gott dem Weibe gegebenen Freiheit bescheide. Ich meine damit jene Freiheit, die das Weib eben mit jedem Manne theilt, und die ihm von Niemanden entzogen werden kann, ich meine die Freiheit, das Aeußerste zu ertragen und zu dulden und nie den Genuß des Genusses wegen zu verlangen. In so fern also hab' ich andere Ansichten bekommen, ich muß bekennen, daß die active Freiheit, die Freiheit des Handelns und Wirkens,

in so fern sie außer dem Willen des Individuums liegt und allgemeiner Concessionen bedarf, nur durch die Ueberzeugung jener erlangt werden kann, die diese Concessionen zu ertheilen haben. Bis diese Ueberzeugung erfolgt, muß sich ein jeder mit der passiven Freiheit, mit der Freiheit zu leiden und zu dulden begnügen."

""Das ist die Philosophie des Christenthums.""—

"Nenne sie Philosophie des Christenthums, oder Philosophie des Lebens und der Erfahrung, nenne sie, wie du willst, aber sei überzeugt, daß auf ihr allein das Heil der Menschheit beruht und der Menschen. Alles Handeln, jeder Kampf, der nicht die Entsagung vor Augen hat, wird nie zu einem ruhigen Ziele führen. In unserem Falle aber will ich mit dieser Behauptung dir nur das an's Herz legen, daß auch wir auf das Aeußerste gefaßt sein müssen. Die Liebe wird uns um so mehr dieses Aeußerste ertragen helfen."

""Du fürchtest also für unsere Zukunft?""

"Ich fürchte Nichts, aber ich erwarte Alles."

Das Weib hat die zartesten Fühlfäden, vielleicht empfand bereits Luise die entferntesten Be-

ziehungen, die sich an das Mißverhältniß, das zwischen uns und meinem Onkel sich entsponnen hatte, knüpfen könnten. Aber Luise war in der That durch ihre Liebe, die jene Philosophie wie im Feuer härtete und stählte, zu jeder Entsagung bereit. Nicht so ich, der ich noch zu leben verlangte.

Mein Onkel schrieb kurz und kalt an mich, er müsse mich unter diesen Verhältnissen unserm Schicksal überlassen. Meine Mutter jammerte. Ich aber sah mit weniger trüben Augen, als die Frauen, ich war ja rüstig, kräftig und voll Eifer; meine Praxis hatte Zuwachs erhalten, sollte es mir nicht gelingen, die zufälligen Hindernisse des Lebens zu bekämpfen und durch mich selbst ein Ziel zu erreichen?

Obwohl ich einen so selbstständigen Charakter, wie ihn Luise besaß, nicht zu trösten hatte, so waren mir dennoch die Dissonanzen meiner Flitterwochen zu unangenehm, als daß ich nicht Alles hätte anwenden sollen, eine erträglichere Weise herzustellen. Ich sehnte mich nach Zerstreuungen und schlug meiner Frau deshalb eine kleine Reise vor. Noch war jener Gesund-Brunnen, welcher kaum eine Tagereise von unserm Wohnorte entfernt war,

von Badegästen besucht, und da der Herbst sich trefflich anließ, so durften wir dort auch für die nächsten Wochen Gesellschaft erwarten. Luise aber erinnerte mich an meine Praxis, daß ich ein junger Anfänger sei und daß ich keine Zeit zu verlieren habe. Bedürfe man Zerstreuungen gegen Unfälle, so beweise man dadurch, wie wenig man gegen dieselben gerüstet sei. Ich erkannte durch diese kleinen Züge, welch' ein treffliches Weib ich besaß, während sie auf der einen Seite die Philosophie zu Hülfe rief, ließ sie auf der anderen selbst nicht die kleinsten Details der Existenz außer Acht. Und sie hatte ein glückliches, ich kann wohl sagen, erfolgreiches Leben in der Kunst gelebt. Welchen Ersatz konnte ich ihr bieten, außer meinem Herzen, in dessen Besitz sie sich freilich von Tage zu Tage mehr befestigte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Glückliche Auflösung dieser Krise.

Es verstrichen mehre Wochen, und so zweifelhaft unsere Lage in Betreff der äußeren Verhältnisse blieb, so wenig belästigte unsere Stimmung Zweifel. „Thue Recht und scheue Niemand“ ist ein männlicher, kernhafter Spruch, aber wie wenig hält gerade der Mann an dieses Symbol, er umgeht es hundertmal; während das Weib, hat sie einmal die Ueberzeugung der Wahrheit erlangt, meistens nie auf Irrwege geräth. Der Wille des Weibes ist freier, edler, unabhängiger, als der des Mannes. Hier sind die Saiten der Willenskraft meistens so straff angezogen, daß sie springen, der Mann, kann er nicht handeln, kämpfen, verliert den Anhalt, das Weib hingegen ist im Leiden und Dulden unerreichbar. Deshalb sprechen die Ueberlieferungen vermuthlich auch nur von einer Mutter

Gottes, die den Kreuzestod ihres Sohnes aushielt, und mir fallen hier unwillkürlich Schiller's herrliche Verse aus der „Braut von Messina" von der Göttlichkeit der Mutter ein. Gewiß, der poetische Theil der Menschheit ist dem Weibe anheim gegeben, und ist von einem Gott in der Menschheit die Rede, so werden wir ihn zunächst immer in dem Weibe zu suchen haben. Hat doch selbst die öffentliche Meinung und der Staat ihm diesen Vorzug durch die Beschränkung in sinnlicher Hinsicht längst eingeräumt.

Zartfühlende werden freilich nur die Lage meiner Luise würdigen können, andere werden sich leicht über dieselbe hinwegsetzen. Sie hatte ja wenigstens noch zu leben, sie hatte mich. Aber welcher Eindruck kann einem Weibe schmerzlicher sein, als der, daß man nicht das Weib in ihm achtet. Luise hatte in Betreff meiner Familie ein kaltes trocknes Leben vor sich.

Ich sagte, mehre Wochen verstrichen uns in diesem Zustande, als plötzlich ein Schreiben von jenem Herrn aus Weimar einlief, der uns zu unserer Trauung daselbst behülflich gewesen war. Es zer-

theilte die Zweifel in Betreff unserer Zukunft, indem es meine Frau in Kenntniß setzte, ihr verstorbener Vater habe zu ihrem Besten und um ihr eine Zukunft zu gewähren, sein Leben zu einer hohen Summe versichert. In den letzten Tagen desselben habe Herr von F......... ihm, einem alten Universitätsfreunde, die nöthigen, sein Geheimniß betreffenden Mittheilungen zukommen lassen und nach seinem Dahinscheiden seien ihm auch von unbekannter Hand die betreffenden Documente der Lebens-Versicherung zugestellt worden. Nur Eins habe sich Herr von F........., der durch die fragliche Lebens-Versicherung Luisens Zukunft in jeder Weise gesichert hatte, von den Vertrauten seines Geheimnisses ausbedungen, nämlich, daß man seine Tochter nie in dieses Geheimniß einführen solle. Herr von F......... wollte lieber sein Kind in Ungewißheit, oder vielmehr in einem andern Glauben, in Betreff des Vaters halten, als sich den etwaigen Vorwürfen desselben aussetzen. Und dann auch betrachtete er die Welt immer aus dem diplomatischen Gesichtspunkte. Was konnte seiner Tochter eine Enthüllung des Geheimnisses nützen, vielleicht hätte sie eben dadurch in

Verwickelungen mit seiner Familie gerathen, oder doch zu hochfliegenden Plänen verleitet werden können.

Es versteht sich von selbst, daß die hochadlige Familie des Freiherrn von F......... von der unehelichen Tochter des Herrn von F......... auch nach seinem Tode keine Kunde erhielt, noch weniger von der fraglichen Lebens-Versicherung des Gesandten, der man übrigens, wäre sie bekannt geworden, selbst auf juristischem Wege nicht hätte in den Weg treten können, um so weniger, da die Police bis zum Tode der Mutter Luisens auf den Namen jener, später auf den Namen des alten Haus-Secretairs, und nach dessen Tode auf den jenes Universitätsfreundes lautete, dem Herr von F......... unter allen Verhältnissen unbedingtes Vertrauen schenken konnte.

Also unsere Zukunft hatte sich durch die in gleicher Zeit erfolgte Auszahlung der Lebens-Versicherung gelichtet, und man wird sich nicht wundern dürfen, wenn Doctor L....., nachdem er von diesem Vorfall Kunde erhalten hatte, sofort zu uns eilte und neben seinen Glückwunsch das Anerbieten stellte, dem jungen Ehepaar in Allem behülflich zu sein,

um den unerwarteten Schatz von 40000 Gulden passend anzulegen und wo möglich jährlich zu vermehren. Er meinte es allerdings in seiner Art gut mit uns und würde wahrscheinlich auch auf alle Provision verzichtet haben, allein ich lehnte sein Anerbieten freundlich ab. Luise aber meinte, wir sollten ihm doch die Freude lassen, in seiner Weise zu unserem Glücke beizutragen; das Geld sei ja ohnehin sein Element mehr, als das unsere, er werde uns wirklich dienlich sein können. Da auch meine Mutter dieser Behauptung beisprang und ich natürlich von ihrer Wahrheit überzeugt war, so versprachen wir natürlich dem Doctor, ihn in allen Dingen, die unser zeitliches Glück beträfen, zu Rathe zu ziehen.

Nachdem Alles geordnet war und selbst mein Onkel mit den Worten, daß ich mehr Glück, als Verstand habe, die Versöhnung besiegelt hatte, nachdem meine Mutter Freuden- über Freudenthränen vergossen und ich ein halbes Dutzend Pläne, die mein Onkel mir, rücksichtlich meiner weiteren Zukunft an die Hand gegeben, weil sie meinen Grundsätzen und Neigungen nicht zusagten, beseitigt hatte, nach-

dem alle alten Basen mir nunmehr erst aus vollem Herzensgrunde zu meiner Vermählung Glück gewünscht hatten, schloß Luise diesen Abschnitt meines Lebens mit der Erklärung, daß sie sich Mutter fühle. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich keinen schöneren Schluß des ersten Theils meiner Lebenswirren gewünscht hatte. So wenig Unglück auch zwischen dem Postwagen-Abentheuer und diesem Schlusse liegen mochte, so schwebte es doch dicht wie das Schwert des Damokles über meinem Haupte, ich hatte bereits die Verhältnisse aus dem Grunde kennen lernen, und wenn ich sie, an Luisens Seite, auch nicht als Macht anerkennen durfte, denn diese behauptete, es gäbe nur eine Macht, und diese sei der feste Wille, so mußte ich sie doch als die größte Erschwerniß des Lebens respectiren.

Kurz nach diesen Vorfällen traf auch die junge Gräfin G... in A....... ein. Nachdem ich ihr ausführlichen Bericht über meine Schritte in M......... abgestattet hatte und die sich zu neuen Anknüpfungen in dieser Angelegenheit bereit erklärte — Anknüpfungen, die mich, wie der Leser später erfahren wird, mitten in das große Labyrinth der m.........'=

schen Jurisprudenz versetzten, stellte ich dieser Dame meine junge Gattin vor, die in ihr, während der Wintersaison, die sie in A....... verlebte, eine Gefährtin ihrer Ansichten und Denkweise fand, wie sie sich dieselbe nicht besser wünschen konnte, und eine Freundin für das ganze Leben.

Die nächste Ferienzeit aber wurde nunmehr von Luisen zu einem Ausfluge nach dem Grabe ihres Vaters bestimmt, sie wolle wenigstens die Stelle kennen lernen, wo ein Mann ruhe, den die Verhältnisse sein ganzes Leben hindurch von seiner Liebe geschieden haben, sie wolle in die Blumen, die das Grab ihres Vaters umkränzen, die Thränen des Schmerzes, der Freude und der Hoffnung legen, die sie an dem Herzen des Lebenden nicht habe weinen dürfen.

„Und du erkennst doch nicht die Macht der Verhältnisse an, die auf deiner ganzen Jugend lasten?"

„„Nein! denn ich fühle Kraft in mir, sie zu ertragen"" sprach das seltene Weib, indem ihre Blicke begeistert in meine Augen leuchteten.

Berichtigungen zum ersten Bande.

Seite	X	Zeile	15	von	unten	statt	Prosa,	Poesie.
"	38	"	9	"	oben	"	humanistischen,	humanen.
"	39	"	8	"	"	"	Materialen,	Materialien.
"	41	"	9	"	"	"	polterte,	stotterte.
"	53	"	2	"	"	"	despotischen,	despotischsten.
"	112	"	3	"	unten	"	meine Mutter,	mein Mentor.
"	113	"	10	"	oben	"	Fiction,	Fictionen.
"	114	in der Ueberschrift				"	humanistischen,	humanen.
"	129	Zeile	10	von	oben	"	Haß,	hoch.
"	163	"	9	"	unten	"	historischer,	heroischer.
"	165	"	11	"	oben	"	verträgen,	vertrügen.

Gedruckt bei Kohler u. Teller in Offenbach.

Mittheilungen

aus dem

Leben eines Advocaten.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Beurmann.

Erster Band.